

d'Lëtzeburger **Land**

Ω 5 Ω

Unabhängige Wochenzeitung für Politik,
Wirtschaft und Kultur

#44 66. Jahrgang 1. November 2019



5 453000 174663



4,00€

Politik im Klimawandel

Für den Energie- und Klimaplan wird die Zeit knapp. Die Regierung weiß noch nicht, was sie will. Also rät die Petrol-Lobby ihr, nicht zu viel zu wollen

Rettung der Volksherrschaft

Wie junge Politiker die kranke representative Demokratie heilen wollen

La ville générique

Si la catastrophe était prévisible, pourquoi ne l'a-t-on pas évitée : une critique architecturale du Royal Hamilius, une semaine avant son inauguration

Photo : Sven Becker

Für den Energie- und Klimaplan wird die Zeit knapp. Die Regierung weiß noch nicht, was sie will. Also rät die Petrol-Lobby ihr, nicht zu viel zu wollen

Politik im Klimawandel

Peter Feist

Im Sommer 2016 war sich die grüne Umweltministerin Carole Dieschbourg sicher: Der nächste, der dritte Klimaschutz-Aktionsplan werde noch in der laufenden Legislaturperiode aufgestellt, auch wenn er anschließend an die nächste Regierung vermachte wird. Ein Plan, aus dem hervorgeht, wie bis 2030 Luxemburgs Beitrag zur Erfüllung der Pariser Klimagipfelbeschlüsse aussehen soll. Dieschbourg erklärte: „Wir wollen weg davon, dass man fragt: ‚Oh, wer muss denn jetzt etwas reduzieren und wer fängt an?‘ Künftig soll es für alle klimarelevanten Sektoren quantitative Ziele geben“ (*d'Land*, 29.7.2016).

Doch in den zwei Jahren, die folgten, ließen die Koalitionspartner sich auf diese Übung nicht ein: Wieso der nächsten Regierung Arbeit abnehmen, noch dazu in einem grünen Bereich? Als der Wahltermin nahte, entschied die DP, sich ihm mit einer Gute-Laune-Kampagne zu stellen; Klimapolitik-Strategien hätten da nur gestört. Die LSAP wiederum wollte endlich wieder sozialdemokratisch sein und fand, das gehe auch ihres Spitzenkandidaten Etienne Schneiders wegen nicht ohne klares Bekenntnis zu Wachstum. Doch wider Erwarten machte der Wahlausgang am 14. Oktober 2018 nicht nur eine weitere Runde „Gambia“ möglich, sondern sie war den Zugewinnen der Grünen zu verdanken. Politisch gestärkt, setzten Déi Gréng durch, dass die neu-alte Regierung nicht nur einen Plan über eine vierzigprozentige CO₂-Reduktion aufstelle, wie das in der EU-Lastenteilungsverordnung nach wie vor geschrieben steht, sondern minus 50 bis 55 Prozent. Der Regierungsrat schloss sich am 8. Februar an. „Wir werden damit zum Vorbild!“, erklärte der grüne Energieminister Claude Turmes (*d'Land*, 1.3.2019).

Mittlerweile aber rächt sich, dass unter der vorigen Regierung nicht viel lief in Sachen Klimastrategie: Bis zum 31. Dezember dieses Jahres muss jeder EU-Staat seinen Klimaschutzplan (ausgeschrieben: *Plan national pour l'énergie et le climat*, Pnec) an die EU-Kommission schicken. Ehe das geschieht, soll zwischen September und November das Parlament konsultiert werden, und die Öffentlichkeit per Internet – so hält es ein *Calendrier prévisionnel* des Umweltministeriums fest – im September und Oktober. Doch die Abgeordneten wurden erst vor kurzem ein erstes Mal ins Bild gesetzt, und die Online-Konsultation der Bürgerinnen und Bürger wird vielleicht nur stattfinden, weil die EU sie vorschreibt.

Denn noch ist auch innerhalb der Regierung nicht klar, wie weit sie in den fünf Sektoren Transport, Gebäude, Industrie, Landwirtschaft und Abfall- und Wasserwirtschaft gehen will, welche Maßnahmen dafür vorgesehen werden sollen und – vor allem – was das jeweils kosten soll. „Ärdege“ werde daran gearbeitet, berichtete Energieminister Turmes am Samstag in einer „Rücht eraus“-Sendung im *Radio 100.7*. Konkreter werden konnte er kaum mehr, als zu erzählen, dass er in seinem Ressort an einem Gesetzentwurf arbeiten lasse, der für neu zu bauende „Funktionsgebäude“ ähnlich hohe Anforderungen an deren Energieeffizienz einführen soll wie jene, die für neuen Wohnbauten gelten. Oder dass dafür gesorgt werden soll, dass Landwirte ihre Gülle in Bioenergie verwandeln. Seine große Hoffnung, dass die drastisch verschärften EU-Limits für den CO₂-Ausstoß der Neuwagenflotten dazu führen werden, dass die Autohersteller in den nächsten Jahren mehr und vor allem preiswertere Elektroautos auf den Markt bringen und dadurch im hochmotorisierten Luxem-

burg der Spritverbrauch automatisch sinkt, wiederholte Claude Turmes auch. In ihrem ersten Entwurf zum Energie- und Klimaplan, in dem es auch um mehr Energieeffizienz und mehr erneuerbare Energien geht, hält die Regierung es im Effizienz-Kapitel für realistisch, dass der Anteil der Elektro- und der aufladbaren Plug-in Hybridfahrzeuge am luxemburger Bestand bis 2030 auf 49 Prozent zulegen wird.

Das Problem ist nur, dass sich aus dieser Hoffnung nicht so leicht eine CO₂-Senkung ableiten lässt. Zumal Luxemburgs Emissionsaufkommen zu rund 60 Prozent aus dem Treibstoffverkauf herrührt und dessen Exportanteil wegen der Niedrigsteuerepolitik so hoch ist, dass das Großherzogtum mit seinen 600 000 Einwohnern, 200 000 Grenzpendlern, sowie den LKW-Fahrern im Transit und den „Tanktouristen“ so viel an Treibstoffen umsetzt, dass sein Gesamt-Energieverbrauch ähnlich hoch ist wie etwa der der baltischen EU-Länder, mit jeweils ein paar Millionen Einwohnern.

Und wie Beamte der Zoll- und Akzisenverwaltung vergangene Woche dem parlamentarischen Finanzausschuss berichteten, geht es im Tankstellengeschäft weiterhin rund: Bis Ende September war um 5,78 Prozent mehr Benzin verkauft worden, als für die ersten drei Quartale im Staatshaushalt für dieses Jahr veranschlagt wurde, und 2,48 Prozent mehr Diesel. In Volumen ausgedrückt, waren das 40 Millionen Liter Diesel und 20 Millionen Liter Benzin mehr als geplant. Der Staatskasse werden dadurch zusätzliche neun Millionen Euro an Benzin-Akziseeinnahmen zufließen und 13 Millionen Euro an Dieselakzisen. Doch da aus tausend Liter verbranntem Diesel 2,5 Tonnen CO₂ entstehen, schlagen die zusätzlich verkauften 40 Millionen Liter mit 100 000 Tonnen Treibhausgas extra auf die Bilanz.

Was aus dieser Situation für den Pnec-Plan folgen soll, ist eine der großen noch nicht beantworteten Fragen. Zum 1. Mai hatte Finanzminister Pierre Gramegna (DP) die Mineralölsteuern ein wenig erhöht, die auf Benzin um einen Cent, die auf Diesel um zwei. Anscheinend aber hat das nicht viel

In der vorigen Legislaturperiode waren DP und LSAP wenig geneigt, schon am Klimaplan zu arbeiten. Wieso der nächsten Regierung Arbeit abnehmen, noch dazu in einem grünen Politikbereich?



Das hochmotorisierte Luxemburg zählt an die 240 Tankstellen



bewirkt – obwohl Luxemburg, das drei Viertel seines Diesels an durchreisende LKW-Fahrer absetzt, durch den Zwei-Cent-Aufschlag um knapp 2,5 Cent teurer wurde als Belgien. Fuhrbetriebe, die im Nachbarland tanken, können dort eine Rückerstattung der Dieselsteuer beantragen. Die ist mit 600,16 Euro auf tausend Liter (oder rund sechs Cent pro Liter) an sich hoch. In Frankreich ist sie mit 609,40 Euro auf tausend Liter noch höher. Die belgische Ristourne aber lässt den Tausend-Liter-Preis im Nachbarland auf 352,54 Euro sinken. In Luxemburg liegt er seit dem 1. Mai bei 355 Euro.

Im November, sagte Claude Turmes am Samstag im *100, 7*, würden er selbst, der Finanzminister, der Wirtschaftsminister und die Umweltminister beraten, ob eine weitere kleine Akkzisenanhebung nötig ist. Der Koalitionsvertrag hält fest, „l'imposition des produits pétroliers (carburants et mazout) devra donc être adaptée dans le but d'atteindre les objectifs souscrits par le Luxembourg dans le cadres des Accords de Paris“. Und der Regierungsrat hielt in seiner Sitzung vom 8. Februar, als 50 bis 55 Prozent CO₂-Senkung abgemacht wurden, fest: „Sachant que les émissions de gaz à effet de serre sont à l'heure actuelle dominée pour deux tiers par le secteur des transports routiers, une baisse continue des ventes de carburants routiers sera incontournable.“

Noch aber gibt es keine regelrechte Strategie dafür; sich ab und zu in der Viererrunde zu treffen, ist Flug auf Sicht. Finanzministerium und Zollverwaltung verfügen nicht über genug Kenntnisse über den für rund zehn Prozent der Staatseinnahmen und 60 Prozent des CO₂-Aufkommens ursächlichen Tankstellenmarkt. Sie verfolgen das Auf und Ab der Verkäufe, drücken das in Staatseinnahmen aus extrapolieren es in die nahe Zukunft. Nach wie vor unbeantwortet sind dagegen Fragen wie die, welche LKW-Fahrer aus welchen Ländern sich in Luxemburg mit Diesel eindecken. Oder die, wie der Verlust des Preisvorteils gegenüber Belgien sich auswirkt. Oder auch jene, inwiefern das gesamte, durch geringe Akzisen künstlich billig gehaltene Paket von Produkten an den Luxemburger Tankstellen attraktiv genug ist, dass die Kundschaft nicht wegbleibt, wenn das eine Produkt höher besteuert wird. Womöglich ließe sich aus solchen Daten ein Modell entwickeln und aus diesem ein Plan für den Ausstieg aus dem Tanktourismus.

Doch dem Vernehmen nach ist das ein Ansatz, dem die grünen Regierungsmitglieder viel stärker zuneigen als die Kollegen von den Koalitionspartnern. Der Finanzminister, der sich vorstellen kann, dass Luxemburg die Akzisen-Nische ähnlich problemlos aufgeben könnte wie den TVA-Vorteil auf dem elektronischen Handel, wird von seinen Beamten gewarnt, dass dies nicht so leicht sein könnte. Generell sind bei den Gesprächen um den Energie- und Klimaplan DP und LSAP vorsichtig. Erstere möchte ihren Wählern nicht die gute Laune verderben, Letztere ist um ihre ohnehin erodierte sozialdemokratische Identität besorgt und sucht nach Möglichkeiten, für sozial gerechte Klimapolitik einzutreten.

Und so hat sich der Finanzminister im Budgetgesetzentwurf 2020 zunächst Freiraum gegeben, die Diesel-Akzisen weiter zu erhöhen. Das Maximum soll um knapp 3,65 Cent pro Liter steigen. Weil das bisher geltende Maximum noch nicht ausgeschöpft ist, würden gegenüber der seit 1. Mai geltenden Akzisenbelastung bis zu acht Cent pro Liter Aufschlag möglich. Man müsste nur wissen, warum. Und sagen, wie weit im Klima-Vorbilldland Luxemburg ein Ausstieg aus der Akzisennische durch eventuell sinkende Staatseinnahmen Auswirkungen auf welche Ausgaben haben darf. Falls es stimmt, dass diese Nische auf Sand gebaut ist, weil sie zum einen die nationale CO₂-Bilanz verschlechtert, zum anderen ein Anzapfen ausländischer Steuerbemessungs-Grundlagen darstellt, dann müsste eine Ausstiegsstrategie um eine ergänzt werden, die beispielsweise klärt, welches Investitionsniveau der Staat sich in Zukunft leisten kann.

Weil eine solche Strategiebildung fehlt, wundert es nicht, dass vom Lobbyverband der Petrolbranche, dem Groupement pétrolier, und der Fedil, in der das Groupement Mitglied ist, ein Ansatz propagiert wird, der der Regierung auf halbem Weg entgegenkommt: Sie sollte sich vornehmen, was sich erreichen lässt; bei den Gebäuden, den Bemühungen mit Industrie und Landwirtschaft, in der Elektromobilität auch. Und sollte dies gegenüber der EU-Kommission offensiv vertreten. An Änderungen im Spritgeschäft dagegen sollte sie sich allenfalls herantasten – und beherzt in den Energie- und Klimaplan schreiben, dass Luxemburg zur Erfüllung seiner Ziele CO₂-Quoten zukaufen werde.

Auch nach der kleinen Akzisenerhöhung vom Mai wuchsen die Spritverkäufe. Bis Ende September um 40 Millionen Liter Diesel und 20 Millionen Liter Benzin mehr, als geplant

Fedil-Direktor René Winkin, ausgewiesener Energieexperte und ehemaliger Generalsekretär des Groupement pétrolier, deutete das in der Diskussionsrunde im *Radio 100,7* an, als er sagte, mit „weniger als zehn Prozent der Einnahmen lassen sich 50 Prozent der Kompensationen“ realisieren. Gemeint war damit, dass beispielsweise tausend Liter Diesel 2,5 Tonnen CO₂ entsprechen und die tausend Liter derzeit mit 355 Euro beteuert werden. An Autobahntankstellen kommen noch mindestens 50 Euro Konzessionsabgabe des Tankstellenbetreibers an den Staat hinzu. Würden die 2,5 Tonnen CO₂ durch Kauf von Emissions-Quoten ausgeglichen, würde das bei einem Quotenpreis von 30 Euro pro Tonne 75 Euro kosten. Die könnte der Staat bereits zur Hälfte bezahlen, wenn er dafür ein Zehntel des Ertrags aus Aktien und Konzessionsabgabe nutzen würde würden.

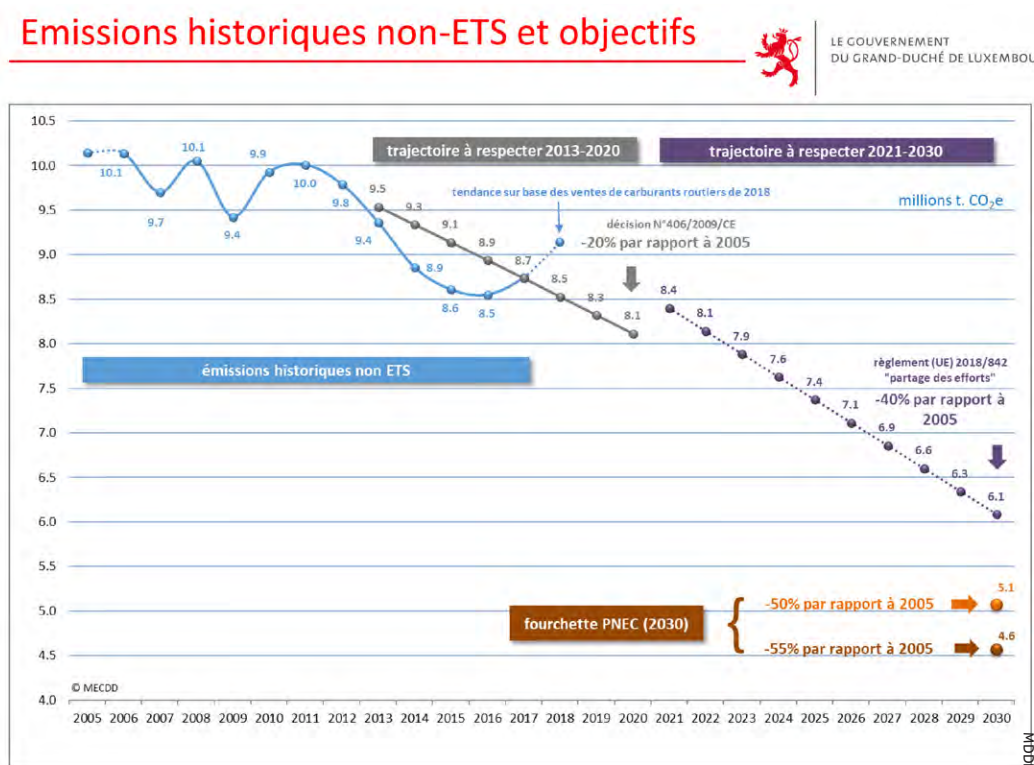
Dass diese Idee ihren Weg bei DP- und LSAP-Ministern auf Gefallen trifft, ist nicht ausgeschlossen. Die EU-Verordnung über die Klima-Lastenteilung enthält Hintertüren, und Quotenkauf ist möglich. Als die EU-Staats- und Regierungschefs 2014 politisch vereinbarten, was die EU auf dem Pariser Klimagipfel ein Jahr später anbieten werde, und festhielten, wohin das für die Mitgliedstaaten führen darf, freute Premier Xavier Bettel sich anschließend, dass den „Besonderheiten“ der Staaten Rechnung getra-

gen wurde und „viel mehr“ flexible Instrumente als bisher für jene vorgesehen seien, die ihre Ziele aus eigener Kraft nicht schaffen (*d'Land*, 7.11.2014).

Und so steht es derzeit politisch unentschieden um den Klimaplan und um das Versprechen, „Freikauf“ gilt nicht mehr!“, das Carole Dieschbourg vor drei Jahren gemacht hat. In Deutschland hielt diesen Sommer die Auseinandersetzung um den Energie- und Klimaplan die Öffentlichkeit in Atem und gab Stoff für *Spiegel*-Artikel her. In Luxemburg ist eine solche politische Kommunikation unüblich, nicht gewünscht und war es bisher schon gar nicht zum Thema Akzisen. Hierzulande ist ein Indikator für den Stand der Willensbildung innerhalb der Koalition in Sachen Pnec der, dass die „CO₂-Bepreisung“ noch nicht für den Klimaplan feststehen, sondern Bestandteil der Steuerreform werden soll.

Eigentlich ist das unsinnig: Eine CO₂-Steuer auf bestehende Preise obenauf, vielleicht auch auf Spritakzisen. Darüber erst nächstes Jahr zu entscheiden,

lässt vermuten, dass der Klimaplan vage bleiben wird. Doch die Regierung und mit ihr nun auch die Fraktionen der Koalition, die mehr und mehr erfahren, worum es geht, stellen fest, was für ein Riesenberg an Entscheidungen ganz schnell getroffen werden müsste: Eine über das Tankstellengeschäft, eine über CO₂-Steuern und ihren sozialen Ausgleich. Dazu eine über die Einführung einer einheitlichen Steuerklasse sowie, *last but not least*, eine über eine neue Grundsteuer beziehungsweise eine „Anti-Spekulationstaxe“ auf Bauland. Dabei wird, falls das Spritgeschäft weiter floriert, Luxemburg schon sein CO₂-Ziel für 2020 verfehlen, das nun minus 20 Prozent Reduktion vorsieht (siehe Grafik). Die Freikauf-Frage könnte sich schon dann stellen, DP und LSAP besonders gefallen, und der Finanzminister sich vielleicht daran erinnern, wie viel öffentliche Prügel vor zehn Jahren Umwelt- und Transportminister Lucien Lux von der LSAP für die Autosteuerreform einstecken musste, und dass der damalige Finanzminister Jean-Claude Juncker schlaue genug war, sich im Hintergrund zu halten.



Weil seit 2016 die Spritverkäufe wieder wachsen, könnte Luxemburg sein CO₂-Ziel für 2020 verfehlen



Édito

Brown Finance

Bernard Thomas

Ces jours-ci, le gouvernement parle beaucoup de « finance verte ». Il parle en revanche très peu de « finance brune ». Les énormes flux de capitaux qui financent l'industrie fossile en passant par le « Durchlaufrhitzer » grand-ducal constituent l'angle mort du débat sur le réchauffement climatique. Il ne s'agit pas uniquement de fonds domiciliés au Luxembourg (et donc régulés par la CSSF) qui comptent presque exclusivement des actions de Chevron, Exxon, Total ou BP dans leur portefeuille comme ceux de Ishares Global Energy ou Kerogen Energy. L'industrie du charbon n'est pas en reste : la sud-africaine Eskom et la polonaise Polska Grupa Energetyczna passent ainsi par la Bourse du Luxembourg pour financer leurs projets. Sans oublier l'industrie du ciment, un des principaux émetteurs de CO₂ : les multinationales Holcim et Heidelberg-Cement ont toutes les deux établi leurs holdings au Grand-Duché.

Dans sa préface au rapport d'activités 2018, le directeur de la CSSF Claude Marx lançait un appel à la place financière. L'industrie des fonds, écrivait-il, « devrait avoir comme ambition » qu'au moins dix pour cent de ses 4 500 milliards d'euros d'actifs soient investis dans « des investissements durables à court terme ». Face à l'urgence climatique, cette « ambition » – conjuguée d'ailleurs au conditionnel – manque singulièrement de punch. Le directeur de la Bourse du Luxembourg, Robert Scharfé, expliquait récemment au *Land* qu'on ne pouvait « changer la finance du jour au lendemain ». C'est que

le marché (« libre ») et le capital (« flexible ») prendraient mal des « mesures restrictives trop sévères » comme des pénalités sur les fonds « bruns ». « Comme un chevreuil timide, l'argent préfère rester là où il n'y a pas de bruit », avait déclaré le président de l'ABBL, François Moes, en septembre 2003, résumant par là l'attitude du Luxembourg par rapport à l'argent des autres.

Ce ne sont pourtant pas les bonnes intentions qui manquent. La Bourse du Luxembourg totalise presque la moitié des « obligations vertes » cotées à travers le monde, et le ministre des Finances, Pierre Gramegna (DP), veut émettre le premier emprunt d'État vert vers 2020. Quant aux fonds « verts », ils devraient, d'après l'accord de coalition, bénéficier d'une réduction de la taxe d'abonnement. Mais les chiffres sont implacables : Les *green bonds* pèsent moins de deux pour cent du total des obligations cotées à la Bourse du Luxembourg. Comme le constatait *Le Monde* la semaine dernière : « Globalement, mis à part le charbon, qui peine aujourd'hui à se financer sur les marchés, l'investissement durable n'a eu aucun impact sur l'allocation des ressources ».

Dès 2015, le gouverneur de la Banque d'Angleterre, Mark Carney, avait identifié le risque climatique comme un danger systémique pour la City de Londres. En avril 2019, avec le gouverneur de la Banque de France, il publiait une lettre ouverte dans le *Guardian*

dans laquelle il rappelait la nécessité d'une « massive reallocation of capital » : « If some companies and industries fail to adjust to this new world, they will fail to exist ». Jusqu'à présent, on attend en vain un tel avertissement de la part des régulateurs luxembourgeois. Lors du *Sustainable Finance Forum*, organisé en juin par l'agence de promotion Luxembourg for Finance, ce fut Frank Krings, CEO de Deutsche Bank au Luxembourg, qui mettait le doigt dans la plaie. Il évoquait un « nouveau risque » qui concernait « alle diejenigen Assets, die wir in der zukünftigen Anlagewelt nicht mehr haben wollen ». Combien des 4 500 milliards d'euros que totalisent les fonds sont investis dans l'industrie fossile ? Cela reste un mystère, faut de données permettant de mesurer cette exposition.

En cours d'élaboration, une taxonomie européenne doit définir les secteurs qui accueilleront les futurs flux d'investissements durables. En coulisses, cette liste donne lieu à des tractations sur ce qu'il faut considérer comme « vert ». À la consternation de l'Autriche et du Luxembourg, le nucléaire sera probablement intégré dans ce « label bio » de la finance. Et déjà que le groupe d'énergie français Engie (par ailleurs bénéficiaire d'un *tax ruling* grand-ducal) fait du lobbying pour que le gaz fossile, dans les cas où celui-ci remplace le charbon, soit également considéré comme « green ». Décidément, comme l'écrivait le théoricien Frederic Jameson en 2003 dans la *New Left Review*, « il est plus facile d'imaginer la fin du monde que la fin du capitalisme ».

blog



Zum elften Mal vergab der Forschungsfonds FNR vergangenen Freitag die FNR Awards. Ausgezeichnet wurden Doktorarbeiten aus der Uni Luxemburg in Theoretischer Physik, Mikrobiologie und Ingenieurwissenschaften. Gewürdigt wurden Wissenschafts-Artikel zum Computereinsatz in der Stammzellforschung; zur Satellitenkommunikation; Entzündungsvorgängen im Körper und in statistischer Physik. Einen Award erhielten die Fondation Jeunes scientifiques, das Kommunikationsteam des Luxembourg Institute of Health, LCSB-Direktor Rudi Balling für eine Kolumne im *Wort*, ein LCSB-Team für die Sensibilisierung der Öffentlichkeit für Parkinson und das List für einen spielerischen Ansatz, Kinder für das Programmieren zu interessieren. [pf](#)

Personalien

Personalien

Politik

Politik

Gesellschaft

Soziales

Paul Margue,

médiéviste, est décédé ce dimanche à l'âge de 96 ans. Il incarnait l'hégémonie exercée par les milieux catholiques sur l'historiographie luxembourgeoise au XX^e siècle. Les Margue, c'est également une histoire familiale, qui se lit comme une très lente émancipation : Le père Nicolas (le ministre CSV) réédita à neuf reprises le *Manuel d'histoire nationale* du très conservateur, monarchiste et nationaliste Arthur Herchen. Plus modéré et internationaliste, quoique toujours ancré dans les milieux chrétiens-sociaux, le fils Paul coédita en 1974 avec Gilbert Trausch un nouveau manuel en quatre tomes. Dans les années 2000, le petit-fils Michel prendra le *narrative turn* postmoderniste et analysera la nation comme une invention qui n'a « pas d'existence en-dehors de l'esprit humain ». D'un naturel plutôt discret et prudent, Paul Margue était quelque peu éclipsé par Gilbert Trausch, de huit ans son cadet, plus mondain et médiatique, plus innovant dans sa méthodologie aussi. Paul Margue continuait par contre à faire preuve d'une plume étonnamment acerbe, notamment en tant que critique dans la *Hémecht*, la revue historique proche des milieux cléricaux qu'il dirigea de 1983 à 2011, par exemple quand il s'agissait de démonter les livres sur l'Occupation du journaliste Paul Cerf. D'un autre côté, Paul Margue se démarquait clairement de son frère Georges, le député CSV ultramontain (et père du politicien Déi Gréng Charel Margue). [bt](#)

Jean-Claude Hollerich,



premier cardinal luxembourgeois (photo : Comece), revient enthousiaste du synode sur l'Amazonie, qui s'est déroulé durant trois semaines au Vatican. Quelque 185 évêques et cardinaux s'y sont réunis pour discuter du déboisement, des feux et des différences culturelles entre l'Europe et l'Amérique du Sud. Un des problèmes qu'y connaît l'Église catholique est le manque de curés, raison pour laquelle les recommandations écrites des évêques au pape contiennent aussi des propositions quant à la possibilité pour des hommes mariés – voire, à terme, des femmes ! – d'être ordonnés prêtres. C'est ce qu'on appelle faire de nécessité vertu. « On a imposé le célibat durant un millénaire, dit Hollerich dans une interview à *Radio 100,7* mercredi, mais c'était différent avant et on peut envisager de le changer à nouveau ». En un premier temps, ces exceptions dans le patriarcat strict de l'Église catholique ne s'appliqueraient qu'en Amazonie, « mais je suppose que les branches européennes et asiatiques vont demander pourquoi cela ne peut pas s'appliquer chez eux », constate Hollerich. Les milieux conservateurs parlent d'hérésie face à autant de tolérance, voire de laxisme. [jh](#)

Offener Schlagabtausch

Das Parlament kritisiert die Arbeit der Justiz, die Justiz kritisiert das Parlament und die Regierung kritisiert die Kritik der Justiz. Tatsächlich gibt es seit Wochen einen offenen Schlagabtausch zwischen den Gewalten. Im Zentrum steht die Frage, wer eigentlich wen kontrollieren beziehungsweise kritisieren darf. Oder salopp ausgedrückt: Es geht um *Territorial pissing*. Tatsächlich ist die Gewaltenteilung in Luxemburg auf der Grundlage der Verfassung von 1868 eher im vagen aufgeführt, die Idee der *Checks and Balances*, also der gegenseitigen Gewaltenteilung ist nicht explizit formuliert. Das führt zu Interpretationsspielraum, zu Missverständnissen und im schlimmsten Fall zu Missbrauch. Tatsächlich hat sich Generalstaatsanwältin Martine Solovieff zum wiederholten Mal abwertend über kritische Nachfragen des Parlaments geäußert. Bereits in der Datenbankaffäre vor dem Sommer gab es wenig Verständnis gegenüber den Fragen von Abgeordneten und Presse, was Solovieff unmissverständlich zu zeigen wusste. Nachdem sie sich nun erneut, auf *RTL* als unbelehrbar gezeigt hat (zum Entsetzen von Gilles Roth, CSV), hat die neue Justizministerin Sam Tanson (Grüne) nun ein Machtwort gesprochen und die Generalstaatsanwältin abgekanzelt. Der Präsident des Obersten Gerichtshofs Jean-Claude Wiwinius, der gemeinsam mit Solovieff den kritischen Brief ans Parlament verfasste, versucht nun zurück zu rudern und spricht davon, dass jeder austeilen durfte und es nun 1 zu 1 stehe und damit sei die Sache gesessen. Wenn allerdings das Parlament und die Regierung (und sogar Verfassungsrechtler Luc Heuschling) sich negativ über das Verhalten der Justiz äußern, dann steht es mindestens 2 zu 1. [ps](#)

Les archives, sujet politique

Un an après l'entrée en vigueur de la loi relative à l'archivage (loi du 17 août 2018), la ministre de la Culture Sam Tanson (Déi Gréng) vient de publier trois règlements d'application. Le premier concerne le fonctionnement du Conseil des archives créé par la loi et les deux autres fixent les modalités de versement, de transfert ou de destruction d'archives publiques ainsi que les missions d'encadrement qui incombent désormais aux Archives nationales (AN). En effet, la loi introduit, pour la première fois au Luxembourg, une obligation pour les administrations de verser les archives d'intérêt public aux AN. Qui sont amenées à fixer des procédures, des normes et des tableaux pour leur tri et leur conditionnement. Un des textes fixe également les conditions d'acceptation de dépôts, de dons et de legs d'archives privées auprès des instituts culturels ainsi que du partage des frais de ce stockage et d'entretien – un chapitre qui intéresse par exemple les exécutants testamentaires d'artistes qui ne savent à qui léguer de telles archives. Le rapport annuel 2018 des AN renseigne des efforts énormes entrepris par les équipes pour être à même d'accueillir les nouveaux fonds qui leur seront versés (photo : sb). Le projet de loi pour un nouveau bâtiment à Belval, annoncé pour cette année, n'a toujours pas été déposé. [jh](#)



28 Nachzügler

Am 1. November ist Schluss: So steht es im Regierungsprogramm, und Innenministerin Taina Bofferding (LSAP) hat es mehrfach bekräftigt. Gemeinden, die zur Neufassung ihres kommunalen Flächennutzungsplans (PAG) nicht wenigstens das Verfahren eingeleitet haben, erhalten keinen weiteren Aufschub. Wie das *Wort* am Mittwoch schrieb, sind 28 der 102 Gemeinden Nachzügler und haben noch einen PAG auf Basis des Kommunalplanungsgesetzes von 1937. Unter ihnen sind nicht nur Landgemeinden, die die PAG-Prozedur überfordern könnte, sondern mit Düdelingen immerhin die viertgrößte Stadt. Ebenfalls angepasst werden muss der PAG in Wiltz, wegen der Fusion mit Eschweiler 2015, und in Esch/Sauer wegen der Fusion mit Heiderscheid und Neunhausen im Jahr 2012. Das Innenministerium geht offenbar davon aus, dass die fehlenden PAG bis Mitte 2020 zumindest auf dem Verfahrensweg sind: Dann hat eine erste Abstimmung über den PAG-Entwurf stattgefunden, die Öffentlichkeit wird ein erstes Mal konsultiert. Die Chambre immobilière hatte vor zwei Wochen eine erneute Fristverlängerung gefordert; andernfalls drohe ein wohnungsbaupolitisch nicht zu verantwortender „Baustopp“. Wohnungsbauminister Henri Kox (Grüne) hatte entgegnet, in den aktuellen Perimetern befinde sich genug Bauland, um Lücken zu schließen. Tatsächlich dürfen die Nachzügler an ihren PAGs keine punktuellen Änderungen mehr vornehmen und keine Teilbebauungspläne (PAP) für neue Viertel mehr genehmigen. Für PAP für bestehende Quartiers und Baugenehmigungen ändert sich dagegen nichts. [pf](#)

Petits services entre amis

Le ministère du Travail et de l'Emploi vient de signer les contrats avec des sociétés d'audit pour faire analyser les comptes et le travail du CIGL Differdange et du CIGR Syrdall, a confirmé le ministre Dan Kersch (LSAP) samedi vis-à-vis de *RTL*. L'ancien président du premier, l'alors maire de Differdange Roberto Traversini (Déi Gréng), avait fait intervenir les ouvriers du Centre d'initiative et de gestion locale sur son tristement célèbre *Gaardenhaischen*. Alors que le conseil d'administration et la direction du second sont accusés, par des employés et les responsables politiques de Contern, de dysfonctionnements graves et d'abus. Nos confrères de *Radio 100,7* révélaient ce mercredi que des travaux à tarif réduit ont été réalisés aux domiciles du président Mike Hagen (LSAP), de sa mère, ainsi que de deux membres CSV du CA. [jh](#)

Abus de confiance

Rien ne va plus entre le ministère du Travail et de l'Emploi et l'asbl Réseau pour le travail et la promotion humaine (RTPH) ayant son siège à Luxembourg. Lasbl, qui existe depuis plus de vingt ans, offre des *coaching* pour demandeurs d'emploi, offre qui ne correspondrait plus aux besoins de l'époque, selon le ministre Dan Kersch samedi sur les ondes de *RTL*. Une nouvelle convention, négociée à la demande du ministère, avait été soumise à l'asbl, qui l'aurait renvoyée amendée – sans en avertir le ministère. Pour Kersch, il s'agit d'une tentative d'abus de confiance. Faux, répond le président de l'initiative, Ali Biver à la *Radio 100,7*, une lettre d'explications aurait accompagné le courrier. Six employés restent sur le carreau et seront repris par l'Adem. [jh](#)

Wie zwei junge Politiker die kranke repräsentative Demokratie heilen wollen

Die Rettung der Volksherrschaft

Pol Schock

Ist unsere Demokratie krank? Das ist eine Frage, die derzeit viele Zeitgenossen umtreibt. Ihre Diagnose: Das Misstrauen zwischen Regierten und Regierenden wächst. Vermeintliche Protestergebnisse bei Wahlen häufen sich, die Volksparteien erodieren. Und mit der zunehmenden politischen Fragmentierung nimmt nicht nur die Möglichkeit von stabilen Mehrheiten ab, es schwindet auch der Kern, der demokratische Staaten im Innersten zusammenhält: die edle Suche nach dem Kompromiss. Wer die Demokratie insgeheim für krank hält, wird sich wohl im Anschluss fragen: Wie ist sie zu heilen? Darauf versuchen Politiker, Politologen, aber auch Demagogen auf internationalem Parkett vor dem Hintergrund des Brexit-Dilemmas und einer EU-Müdigkeit Antworten zu geben. Aber auch im nationalen Kontext in Luxemburg gibt es Politiker, die an neuen Modellen arbeiten. Abgesehen von der ins Stocken geratenen Verfassungsdiskussion sind es dabei zwei Ideen, die derzeit im Großherzogtum kursieren, die den demokratischen Prozess verbessern wollen. Die eine ist alt, die andere ist sehr alt. Die eine zielt auf mehr Professionalisierung in der Politik, die andere auf weniger Professionalisierung. Die eine denkt den Prozess der repräsentativen Demokratie weiter, die andere setzt ihm ein Korrektiv entgegen.

Doppelmandat Als die gesamte Opposition im Juli das Parlament aus Protest bei der Datenbankaffäre verließ, stand der politische Betrieb still. Denn in der Chamber waren nicht mehr genügend Abgeordnete anwesend, um die öffentliche Sitzung weiterzuführen. Nicht alle Abgeordneten von DP, LSAP und déi Gréng waren im Parlament. Den Mehrheitsparteien fehlte die Mehrheit. Wer sich die Bilder des Parlaments-*Shutdown* noch einmal auf *Chamber.tv* anschaut, wird dabei Zeuge eines bemerkenswerten Schauspiels: Just in dem Moment, als Claude Wiseler sich als letzter CSV-Abgeordneter von seinem Platz erhebt, scheint jemand geradezu intuitiv zu rufen. „Géi een, d'Lydie sehen.“

Der Lydie-Witz gilt dabei als *Running Gag* in der politischen Blase, der sich bereits seit Jahren beziehungsweise seit Legislaturperioden erzählt wird. Denn tatsächlich ist die mächtige Députée-maire eher selten im Parlament zu sehen. Im Gegenteil: Sowohl in den Ausschüssen als auch bei öffentlichen Sitzungen glänzt sie oftmals durch Abwesenheit. Manche Abgeordnete sagen, dass die DP-Politikerin ihren Platz im Parlament in unmittelbarer Nähe zur Tür bewusst gewählt hat, damit ihr Kommen und Gehen während einer Sitzung weniger auffällt.

So kritisch die Cameo-Auftritte der Abgeordneten Polfer im Parlament zu betrachten sind, so trivial ist es, die Kritik lediglich an ihrer Person festzumachen. Tatsächlich liegt das Problem viel tiefer – im System der Doppelmandate. Denn wie soll es eigentlich möglich sein, eine Hauptstadt von knapp 120 000 Einwohnern mitsamt Verwaltungsapparat von rund 2 300 Angestellten zu managen und gleichzeitig noch genügend Kraft und Zeit aufzubringen, um dem nationalen Mandat als Abgeordneter gerecht zu werden? „Überhaupt nicht!“, sagt Alex Donnersbach, Präsident der jungen Christsozialen (CSJ). „Der Député-maire ist weder député noch maire“, so seine klare Aussage in einem Essay am vergangenen Wochenende im *Luxemburger Wort*. „Beide Mandate kann er/sie nur halbherzig wahrnehmen, doch beides verlangt volle Aufmerksamkeit.“

Der junge CSV-Politiker greift dabei eine Diskussion auf, die in etwa so alt ist wie die Frage nach einer Tram in Luxemburg. Seit Mitte der 90-er Jahre haben alle Parteien, von CSV bis KPL, die Forderung nach einer Trennung von Amt und Mandat, von nationaler Legislative und kommunaler Exekutive in ihren Programmen stehen. Die Machtkonzentration auf wenige Personen schade dem demokratischen Prozess und behindere die parlamentarische Arbeit, so der konsensfähige Tenor. Die Schienen der Tram sind mittlerweile gelegt, ein Ende der Ämterkumulation gilt weiterhin als Wunschdenken. Es ist ein Thema, bei dem sich scheinbar alle einig sind, es schon lange waren und dennoch bis heute nichts passiert ist.

Und das wird wohl auch so bleiben. Denn bis auf eine grobe Absichtserklärung, das Problem zu be-

„Wir sind doch vor allem ein Verein von Kopfnickern.“
Sven Clement



Sven Clement

sprechen, lässt sich dem Koalitionsabkommen des Mitte-Links-Bündnis nur mit sehr viel Mühe die Intention entnehmen, Doppelmandate abzuschaffen. „Dabei haben wir gerade jetzt den geeigneten Zeitpunkt“, sagt Donnersbach. Denn 2023 wird ein Superwahljahr: Das heißt, dass sowohl National- als auch Kommunalwahlen stattfinden. Für Donnersbach ist es die optimale Gelegenheit, Klarheit für die Bürger zu schaffen und die Ämterhäufung gesetzlich aufzuheben.

Donnersbach schwebt dabei vor, die Exekutive der Gemeinden zu professionalisieren. Sprich: Bürgermeister und Schöffen würden ihre Ämter vollberuflich ausüben, mitsamt höheren Diäten und entsprechendem *Congé politique*. Angesichts steigender Einwohnerzahlen sowie kommunaler Herausforderungen sei nur so ein Gemeindevmanagement auf der Höhe der Zeit möglich. Im Gegenzug sollte ihnen der Zugang zum Parlament verwehrt werden, genauso wie es auch Mitgliedern der Regierung oder des Staatsrats nicht möglich ist, in der Chamber zu sitzen. So soll eine Machtkonzentration ebenso verhindert werden wie Interessenkonflikte, in denen die oftmals als Lokalfürsten titulierte Député-maire zwischen nationalen und lokalen Interessen abwägen müssen. Damit die Gemeindeexekutive nicht vollends vom

legislativen Prozess abgeschnitten ist, schlägt der CSJ-Präsident die Schaffung einer neuen Kammer vor: Kein Senat mit Initiativrecht wie in anderen westlichen Republiken, sondern eine Art Mischwesen zwischen Staatsrat und *Chambre professionnelle*. Die neue Kammer könnte ähnlich wie der Staatsrat Gesetzestexte mit *oppositions formelles* belegen.

Auch diese Idee ist nicht neu und wurde bereits in ähnlicher Form vor Jahren vom früheren CSV-Innenminister Michel Wolter formuliert. Dabei scheiterte das damalige Vorhaben wie so oft am Widerstand der Député-maire selbst. Denn die Aufhebung der Doppelmandate kommt für viele Abgeordnete einer Beschneidung ihrer Macht gleich. Auch derzeit machen die 23 Députés-maires fast die Hälfte der Abgeordneten im Parlament aus – dass sie ein Gesetz verabschieden, das ihren partikularen Interessen schadet, ist nur schwer vorstellbar.

Donnersbachs Vorschlag ist in politischen Kreisen mit Wohlwollen aufgenommen worden – es gab Beifall von Teilen der eigenen Partei, der Grünen, der LSAP sowie der Piraten. Und dabei wird es wohl bleiben, insgeheim macht Donnersbach sich keine Illusionen darüber, dass es bei den aktuellen Kräfteverhältnissen im Parlament tatsächlich zu einer Abschaffung der Doppelmandate kommen wird.

Lotterie Es ist jedoch nicht die einzige Idee, die aktuell kursiert, um den demokratischen Prozess zu verbessern. Denn um der „Demokratiemüdigkeit“ entgegenzuwirken, müsse man deutlich tiefer ansetzen, denken sich jedenfalls die Piraten. Sie haben vergangene Woche einen Gesetzesvorschlag eingereicht, um sogenannte Bürgerräte einzuführen. Die Idee der deliberativen Demokratie ist derzeit *en vogue* bei politischen Denkern in ganz Europa, ein erstes Experiment, an das sich die Piraten explizit anlehnen, ist gerade in Ostbelgien angelaufen.

Als politischer Vordenker der Bürgerräte gilt der belgische Historiker David van Reybrouk. In seinem *Buch Against Elections: The Case for Democracy* stellt er das klassische Modell mit Wahlen und Referenden infrage. Er plädiert für die Einbeziehung des Volks über eine zusätzliche, durch den Zufall bestimmte Kammer. Das Auslosen der Volksvertreter sieht er als gerechtes, Repräsentativität garantierendes Heilmittel. Die Idee ist dabei denkbar alt: Bereits in der attischen Demokratie in der Antike war die „aleatorische Demokratie“ für Staatsämter die Regel. Ihr damaliger Verfechter: Aristoteles. Auch die Republik Florenz sowie andere italienische Stadtstaaten haben über Jahrhunderte ihre politischen Entscheidungen mit einem Losverfahren getroffen. Erst mit der Französischen Revolution verschwand die Idee. Van Reybroucks zentraler Gedanke: Wahlen und Volksabstimmungen sind „primitiv und alt“ und führen frei nach Collin Crouch zu postdemokratischen Gesellschaften. Wenn einfache Bürger jedoch die Befugnis, Zeit und Information bekommen, schwierige Fragen anzugehen, wachsen sie über Gegensätzlichkeiten hinaus und liefern sinnvolle Antworten.

Wenn es nach dem Abgeordneten der Piraten Sven Clement geht, sollen solche Bürgerräte per Losverfahren auch in Luxemburg bald Realität sein. Sie sollen helfen, eines der größten demokratischen Probleme im Parlament zu lösen: die Homogenität der politischen Klasse. Knapp die

Hälfte der Kandidaten, die an den vergangenen Wahlen teilgenommen haben, waren Angehörige des öffentlichen Dienstes. Vollkommen unterrepräsentiert im Parlament sind hingegen Angestellte und Arbeiter, aber auch Studenten und Arbeitslose sowie Frauen und auch Nichtluxemburger. Mit Wahlen allein wird man die kranke repräsentative Demokratie deshalb nicht heilen.

Per Zufall sollen Bürgerräte zusammengewürfelt werden, die Lösungen zu wichtigen gesellschaftlichen Themen finden sollen. Das Prinzip ist ähnlich wie bei Geschworenengerichten in den USA, bei denen auch Laien an der Judikative beteiligt sind. Die Räte würden die nötigen Mittel, Zeit und Informationen erhalten, um politische Vorschläge zu machen. Clement spricht von einem Prozent des Haushalts, das den Bürgerräten zur Verfügung stehen soll. Das klingt nach wenig, ist aber mehr als das gesamte Budget des Kulturministeriums. Allerdings liege das letzte Wort immer noch beim Parlament: Die Bürgerräte hätten lediglich die Möglichkeit, Initiativen einzureichen. Das hätte den Vorteil, die Einwohner des Landes in eine kontinuierliche, über den Wahleinsatz hinausgehende, politische Beteiligung einzubinden und sie mitverantwortlich für gesellschaftliche Weichenstellungen zu machen.

Bisher haben die Piraten wenig Resonanz auf ihren Gesetzesvorschlag erhalten. CSV-Präsident Frank Engel hat sich im Sommer grundsätzlich begeistert von der Idee in Ostbelgien gezeigt. Verfassungspapst Alex Bodry (LSAP) hält Bürgerräte per Lostrommel jedoch für wenig sinnvoll und bezweifelt die Zukunftsfähigkeit dieses Modells. Auch andere Kritiker bezeichnen Bürgerräte als „Spielerei“ oder „Showeinlage“. Clement hält dagegen und unterstellt der parlamentarischen Demokratie in Luxemburg in seiner jetzigen Form sehr viel Show: „Wir sind doch vor allem ein Verein von Kopfnickern“, so Clement über den Zustand des Parlaments. Es wäre sinnvoll, das zu ändern.



Die Aufhebung der Doppelmandate und Bürgerräte per Lostrommel sind zwei Ideen, um die repräsentative Demokratie zu verbessern (Auf dem Foto: Gemeinderat in Ettelbrück)

Regierungsbildung in Israel

Kann's Gantz?



Benny Gantz hat die Chance, den langjährigen Regierungschef Benjamin Netanyahu vom Thron zu stoßen

Judith Poppe, Tel Aviv

Zum ersten Mal seit über zehn Jahren ist in Israel jemand mit der Regierungsbildung beauftragt, der nicht Benjamin Netanyahu heißt: Benny Gantz, ehemaliger Generalstabschef der israelischen Armee, hat einen Monat Zeit, 61 Knessetmitglieder hinter sich zu versammeln. Zuvor war Netanyahu zum zweiten Mal gescheitert. Die Wahlen im September hatten, wie schon im April, zu einem Patt zwischen Netanjahus rechtskonservativ-religiösem Block und dem liberaleren Bündnis von Blau-Weiß geführt. Auch für Gantz stehen die Zeichen schlecht. Doch er gibt sich optimistisch. Dies sind seine Optionen.

1. Einheitsregierung Seitdem Gantz den Auftrag zur Regierungsbildung erhalten hat, bekräftigt er, eine Einheitsregierung auf die Beine stellen zu wollen. Gespräche zwischen seinem blau-weißen Bündnis und dem rechtsnationalen Likud am vergangenen Sonntag haben allerdings zu keiner Einigung geführt – außer der Abmachung, sich erneut zu treffen. Bereits in vorherigen Verhandlungsgesprächen stand eine Einheitsregierung mit rotierendem Posten des Ministerpräsidenten im Raum: zwei Jahre

Netanjahu, zwei Jahre Gantz. Der wegen Korruptionsvorwürfen bedrängte Netanjahu bestand darauf, als erster die Regierung anzuführen, um so eine Gesetzesreform durchzubringen, die ihm Immunität verschaffen könnte. Internen Kreisen zufolge hätte Gantz einer Einheitsregierung mit Rotationsprinzip, selbst wenn Netanjahu als Ministerpräsident starten würde, zugestimmt – unter der Bedingung, dass Netanjahu im Falle einer Anklage seinen Posten aufgibt. Doch der restliche Führungskreis von Blau-Weiß wollte davon nichts wissen.

2. Einheitsregierung und parteiinterner Sturz von Netanjahu Eine Meuterei innerhalb des Likud würde einer Einheitsregierung neue Möglichkeiten verschaffen. Doch Netanjahu hat vorgesorgt: Auf einer Generalversammlung des Likud ließ er erneut darüber abstimmen, dass er der Vorsitzende der Partei bleiben wird. Seinen gesamten rechts-religiösen Block ließ er Loyalitätsbekundungen unterschreiben, die auch beinhalteten, dass die anderen Parteien seines Blocks auf keinen Fall in eine Regierung unter Gantz einsteigen werden. Als Anwärter auf Netanjahus Posten in-

Sollte auch Gantz keine Regierung bilden können, werden wohl Neuwahlen stattfinden – die dritten in diesem Jahr

nerhalb des Likud gilt Gideon Saar, der es bisher vermieden hat, Netanjahu offen herauszufordern. Eine Einheitsregierung würde im Übrigen bedeuten, dass zum ersten Mal in der Geschichte Israels die Opposition von einem arabischen Parteienbündnis, der Joint List, angeführt wird. Eine solche Konstellation könnte, sollte das Bündnis bestehen bleiben, zu einem signifikant größeren Einfluss der arabischen Israelis in die israelische Politik sorgen.

3. Minderheitsregierung Eine weitere Option für Gantz wäre eine Minderheitsregierung bestehend aus dem Mitte-Links Block mit den Parteien Blau-Weiß, Labor-Gesher, Meretz sowie der rechtskonservativen Partei Israel Unser Haus unter Avigdor Lieberman und Unterstützung von außen durch die arabische Joint List. Allerdings hat Gantz diese Option bereits mehrmals zurückgewiesen. Er hat bisher nur die drei Parteien des Bündnisses zu Gesprächen eingeladen, die ihn als Ministerpräsidenten empfohlen haben. Das Bündnis besteht jedoch darauf, als Ganzes eingeladen zu werden. Unwahrscheinlich ist eine Minderheitsregierung auch wegen Lieberman, dessen Sitze von Israel Unser Haus für eine Minderheitsregierung nötig wären. Er bezeichnet die arabischen Parteien offen als „Feinde“. Gerüchten zufolge, die in den vergangenen Wochen unter anderem von Netanjahu gestreut wurden, habe es Absprachen zwischen Gantz, der Joint List und Lieberman gegeben, eine nicht stabile Minderheitsregierung zu bilden, diese scheitern zu lassen und durch Neuwahlen Netanjahu von seinem Thron zu stürzen.

4. Unterstützung durch die orthodoxen Parteien Das Mitte-Links-Bündnis allein, selbst mit Unterstützung von Liebermans Partei Israel Beitenu, kann nicht die benötigten 61 Sitze zusammenbringen. Gantz könnte versuchen, entweder die orthodoxe Partei Shas oder United Torah Judaism mit ins Boot zu holen. Allerdings wird das säkular-liberale Programm von Blau-Weiß nur schwer mit den Anliegen der Orthodoxen in Einklang zu bringen sein. Außerdem müssten für diesen Schritt Gantz' Parteikollege Yair Lapid sowie Lieberman überzeugt werden. Ausgerechnet wegen des Bündnisses mit den Orthodoxen hat Lieberman eine Regierung von Netanjahu nun zum zweiten Mal scheitern lassen. Und Lapid's politische Identität basiert wesentlich auf seinem Kampf für säkulare Werte. Die orthodoxen Parteien jedoch bereiten sich seit einigen Wochen bereits auf dieses Szenario vor und holten Erlaubnis zu einer solchen Koalitionsbildung von ihren Rabbis ein.

Sollte auch Gantz keine Regierung bilden können, kann jedes gewählte Parlamentsmitglied versuchen, innerhalb von drei Wochen 61 Knesset-Mitglieder hinter sich versammeln. Gelingt auch dies nicht, werden Neuwahlen stattfinden – die dritten in diesem Jahr.

Syrien-Plan von AKK

Sturm im Wasserglas

Cem Sey, Istanbul

Eine Woche lang musste sich Europa, ja, die gesamte westliche Welt mit einer Initiative der Chefin der deutschen Konservativen beschäftigen. Die CDU-Vorsitzende Annegret Kramp-Karrenbauer, in Deutschland AKK genannt, forderte angesichts des türkischen Einmarsches in Nordsyrien, „eine international kontrollierte Sicherheitszone unter Einbeziehung der Türkei und unter Einbeziehung von Russland“.

Kaum jemand verstand den Inhalt des AKK-Vorschlags. Sollten Soldaten oder Polizisten aus verschiedenen Nationen Nordsyrien kontrollieren? Würde die deutsche Bundeswehr daran teilnehmen? Wer würde den Einsatz leiten? Die UN oder die NATO? Oder sollte lediglich nur Geld in ein bestimmtes Gebiet nach Syrien fließen? Was sollte mit den Menschen vor Ort passieren? Und wurden die Kurden, die Jesiden, die Araber oder die Aramäer überhaupt gefragt?

Der Vorschlag von Kramp-Karrenbauer sorgte größtenteils für Verwirrung und traf auf Skepsis. Bei einem Besuch des deutschen Außenministers Heiko Maas in Ankara wies sein türkischer Gesprächspartner Mevlüt Çavuşoğlu den Plan kurzerhand zurück: „Stand jetzt ist es nicht realistisch dort eine militärische Schutzzone einzurichten. Es wäre besser, wenn wir darüber nachdenken würden, wie wir das Gebiet von Terrorgruppen reinigen“, sagte er bei der gemeinsamen Pressekonferenz. Weder die Türkei, die einen Teil des Gebiets unter ihre Kontrolle brachte, noch Russland und Syrien, die nun mit Einverständnis der Türkei den Rest kontrollieren, sind bereit, ihre Macht mit anderen Staaten zu teilen. Die europäischen Re-

Die Europäer werden am Ende die Rolle in Nordsyrien übernehmen, die ihnen am besten liegt – die des Geldgebers

gierungen zeigten sich über den Vorstoß der deutschen Verteidigungsministerin ebenso befremdet – vor allem, weil sie vorher nicht konsultiert wurden. Der US-Verteidigungsminister Mark Espen zeigte sich immerhin über die Initiative erfreut, machte jedoch klar, dass eine Beteiligung der US-Truppen nicht in Frage käme.

Bodentruppen im Ausland gilt ohnehin als ein Tabuthema in Deutschland. Obwohl Berlin im Rahmen des NATO-Einsatzes in Afghanistan und aus Rücksicht vor dem europäischen Partner Frankreich in Mali mit Bodentruppen bei der Ausbildung lokaler Militärs beteiligt ist, gilt es nahezu unmöglich, für einen weiteren Bundeswehreinsatz eine parlamentarische Mehrheit zu finden. In dieser Gemengelage scheint auch das dafür notwendige UN-Mandat kaum realistisch. Denn warum sollten die Russen die Gründung einer internationalen Schutzzone in einem Gebiet mittragen, das sie selber bzw. ihre syrischen Verbündeten schon alleine kontrollieren?

So wirkt der Vorschlag von AKK lediglich wie ein innenpolitischer Stunt mit zwei Zielen. Die

Parteichefin gilt als angeschlagen. Mit der Initiative möchte die Konservative ihr Profil in der Öffentlichkeit schärfen und gleichzeitig den Kritikern innerhalb der CDU den Wind aus den Segeln nehmen und dadurch die CDU stabilisieren. Zum anderen erhöht sie damit den Druck auf den Koalitionspartner. Die Sozialdemokraten müssen entweder gegen ihre eigene Kabinettskollegin vorgehen oder ihre bisher eher ablehnende Haltung zu Auslandseinsätzen ändern. Maas' Worte in Ankara nach dem Gespräch mit Çavuşoğlu zeigen derweil, dass die Sozialdemo-

kraten den ersten Weg gehen wollen und sich von der Initiative distanzieren.

Ist der AKK-Plan also erledigt? Wohl kaum. Denn sie hat die Schutzzone wahrscheinlich ganz bewusst nicht genau definiert. Sobald die Debatte über Militärkontingente und eine Beteiligung der Bundeswehr im Sande verläuft, könnte über eine von Europa finanziell unterstützte Schutzzone gesprochen werden. Ein Gedanke, den die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel während eines Türkei-Besuchs im Jahr 2016 bereits für denkbar

hielt. Demnach würden die Europäer in Nordsyrien die Rolle übernehmen, die ihnen am besten liegt – die Rolle des Geldgebers. Mit ihrem Geld könnten dann die türkischen Pläne verwirklicht werden. Diese sehen vor 3,5 Millionen Bürgerkriegsflüchtlinge in der Türkei in Nordsyrien anzusiedeln. Dadurch nähme auch der enorme Migrationsdruck auf Europa ab. Die Kurden im Norden Syriens würden nicht nur die politische Kontrolle in diesem Gebiet verlieren, sondern auch die Bevölkerungsmehrheit – eine moderne ethnische Säuberung ganz nach türkischem Geschmack.



Plus de hauteur

Découvrez le
Lëtzebuurger Land
en vous abonnant
gratuitement
durant un mois.

land@land.lu
www.land.lu
téléphone 485757-1

.....

19h00

ticker

.....

Gare au Gafi



À un an de l'échéance, l'inspection annoncée du Groupe d'action financière (ou Gafi) est devenue un genre littéraire, avec un pic la semaine écoulée. Le média en ligne *Reporter.lu* rapporte la tentative tardive, voire désespérée, du ministère des Finances de mettre le dispositif réglementaire national de lutte contre le blanchiment d'argent et le financement du terrorisme en conformité avec la directive européenne encadrant la matière sur le Vieux continent... un sujet sur lequel l'organisme intergouvernemental porte toute son attention puisqu'il en dicte les normes. Les États membres ont jusqu'au 10 janvier 2020 pour transporter le texte voté en mai 2018 par le Parlement européen et le Conseil. Il prévoyait notamment la mise en place d'un registre des bénéficiaires effectifs pour les fiducies et trusts. Le gouvernement avait pris le parti de dissocier ce dispositif du registre des bénéficiaires effectifs (RBE) des sociétés et associations instauré cette année et demandé dans la même directive. Or, le RBE est né dans une certaine confusion et cette confusion inquiète. Car dans le rapport qui fera suite à la visite entre le 26 octobre et le 11 novembre 2020, les inspecteurs du Gafi prendront en considération les textes, mais aussi et surtout leur application. C'est ce que souligne *Reporter* dans une deuxième publication, mardi, avec cette « carence avérée d'enquêtes nationales d'envergure en lien avec des infractions de blanchiment et en adéquation avec la taille de la Place financière » et le peu

de condamnations qui en découle. Ce n'est pas faute d'être averti. La Cellule de renseignement financier rapporte nombre de transactions douteuses (voir par ailleurs). Le régulateur lui-même Claude Marx, multiplie les avertissements quant à la nature de la nouvelle clientèle des banques privées locales. « The nature of cross-border private banking makes it vulnerable to being abused for illicit asset activity. An expanding client base from countries of lenient AML (anti-money laundering) rules requires increased scrutiny from the CSSF », répète le directeur général de l'institution ce mardi auprès de *Luxtimes*. Pour le média anglophone, la CSSF se soucie des clients en provenance de Chine et de Russie. Selon nos informations, la banque russe East West United Bank a plusieurs fois dû rassurer le directeur en charge de la supervision des banques Claude Wampach. L'établissement chinois ICBC a lui déjà été condamné en 2017 par la CSSF à payer une (lourde) amende administrative pour, notamment, non respect des règles applicables en matière de lutte contre le blanchiment d'argent. À la question de savoir pourquoi la place financière locale était tellement nerveuse dans la perspective de l'inspection du Gafi, Michel Turk (photo), le magistrat substitué principal à la CRF nommé coordinateur national de la lutte contre le blanchiment au ministère de la Justice, répondait au *Land* (19.04.19) « chat échaudé craint l'eau froide ». Le Grand-Duché a été placé en 2009 sur la liste grise de l'organisation. En ces temps de quête globalisée (toutefois à géométrie variable) vers la transparence, une telle expérience placera le gouvernement dans un embarras politique sans précédent et pourrait même fragiliser le sacrosaint AAA national. pso

Docler Mag



Le groupe spécialisé dans le streaming vidéo qui a bâti sa richesse sur le *live*

sex cam (*LiveJasmin.com*) a annoncé cette semaine racheter le « magazine de niche » *Premium*. La publication destinée à un lectorat principalement masculin (deux numéros annuels sont dédiés aux lectrices « à la demande des annonceurs ») amateur de *bling bling* passe dans le portefeuille du magnat hongrois György Gattyán. Le contact entre le directeur de la publication, David Bail (en photo devant Márton Fülöp et Karoly Papp, crédit : Docler Holding), et l'entrepreneur du web est intervenu au début de l'année quand celui-ci faisait le tour des publications pour afficher son visage dans un pays d'adoption qui le connaît peu. « J'ai fait une interview à sa demande, comme *Paperjam* », témoigne le responsable du titre. Le courant est visiblement bien passé. Premium emploie entre deux et trois personnes pour publier un mensuel et organiser des événements liés aux sujets traités et aux produits vendus par les annonceurs et partenaires. La société editrice (dont 65 pour cent du capital vient de passer de l'agence de communication Ierace Dechmann + Partners à Docler Media Group pour un prix non communiqué) tire ses revenus de la publicité et signe régulièrement des exercices économiques positifs. Le magazine est distribué gratuitement dans les lieux où il peut trouver son lectorat. La liste de diffusion publiée sur son site internet recense les horesca haut de gamme, les boutiques de mode et de bijoux, les concessions automobiles, les fitness-centers, les golfs, les services financiers, ainsi que d'autres prestataires comme EBRC ou Amazon (mais pas encore Docler Holding). Le groupe basé au Kirchberg (qui emploie plus de 860 personnes), lequel possède aussi l'agence événementielle Farvest, n'a pas souhaité développer ses ambitions stratégiques avec ledit rachat. Docler Holding déclare pour 2018 un chiffre d'affaires de 351 millions d'euros et un bénéfice de 23 millions. pso

« Frozen assets »

C'est de manière quasi-clandestine, par une simple publication en ligne sans communiqué ni conférence de presse, que la Cellule de renseignement financier (CRF), la branche du Parquet chargée de la lutte anti-blanchiment, vient de publier son dernier rapport annuel. On y apprend que dans 41

dossiers différents (une hausse de 17 pour cent), la CRF a bloqué 87,4 millions d'euros en 2018. Sur ce montant total, 64 millions concernaient des affaires de corruption « dans des États étrangers ».

On y apprend aussi que la CRF a reçu 55 948 déclarations de soupçon, soit une hausse de 44 pour cent. Mais interpréter les statistiques de la CRF reste un exercice délicat, puisqu'une majorité écrasante de déclarations provient de deux acteurs (Paypal et d'Amazon). Malgré ces difficultés méthodologiques, la CRF croit constater une « sensibilisation accrue », surtout vis-à-vis de « la menace terroriste ».

Or, à la lecture détaillée on constate que, de nouveau, les professions autorégulées ne font pas preuve d'un excès de zèle. Les 2 500 membres du Barreau ont envoyé 73 déclarations de soupçon, dont 32 provenaient d'un seul avocat pour « une affaire spécifique ». Les 36 notaires n'ont rempli que six signalements pour environ 70 000 actes authentifiés. Dans un entretien accordé au *Land*, Martine Schaeffer, présidente de la Chambre des notaires s'était défendue contre le reproche de laxisme en refilant la patate chaude : le notaire ne serait pas le premier interlocuteur ; avant d'entrer dans l'étude du notaire, le client serait déjà passé par la banque, l'avocat ou la fiduciaire. Le secteur immobilier ne semble pas non plus très à l'affût : Quatre déclarations en 2018, un nombre que la CRF décrit comme « très faible ». Quant au Freeport, quatre déclarations en sont parvenues à la CRF en 2018. bt

« Nous ne sommes pas seuls »

L'ancien lobbyiste patronal Jean-Jacques Rommes s'est trouvé une nouvelle passion. Le 20 novembre, il dissertera à la nouvelle Bibliothèque nationale sur « La vie extraterrestre : Chances et risques de rencontrer une altérité d'un nouveau type ». Sur l'invitation, on lit que « le conférencier touchera à l'astronomie, la physique, la biologie, la philosophie et à d'autres disciplines encore ». Rien de moins. Pour Jean-Jacques Rommes, « nous sommes la première génération d'hommes capable de découvrir définitivement que nous

L'OGBL rappelle dans un communiqué que les veilles de jours fériés (à l'exception du Nouvel An, de Noël et de la Fête nationale), les magasins sont supposés fermer à 19h00, à moins d'avoir inclus une clause spéciale dans leur convention collective (ce qui est le cas d'Auchan, Cora et Match, par exemple). Or, écrit le syndicat, il y aurait toujours beaucoup d'entreprises qui ne respecteraient pas cette disposition légale. Ce rappel intervient alors que démarre la « busy season » : de fin novembre à Noël, les magasins seront ouverts tous les dimanches. À quoi s'ajoutent des « nocturnes » pouvant durer jusqu'à minuit ainsi que le « Black Friday », journée de frénésie importée des États-Unis, qui tombe cette année sur le 29 novembre. Comparé à Alibaba Group, cela reste des « peanuts » : pour son Singles Day en novembre 2018, le mastodonte du commerce électronique chinois a dépassé les trente milliards de dollars de chiffre d'affaires en 24 heures chrono. bt

ne sommes pas seuls. Il reste très possible que nous soyons uniques, mais ce n'est plus l'hypothèse à privilégier par le bon sens. » La conférence est organisée par l'Institut grand-ducal (Rommes en assure le secrétariat de la Section des sciences morales et politiques) dont l'éclectisme – en 1998, Georges Als y avait fait un exposé intitulé « Dans l'intimité de Brigitte Bardot » – fait penser aux cabinets de curiosités et aux sociétés savantes d'un autre âge. bt



Négo en eau de boudin

Les huit sessions de discussion sur le plan social en cours chez RTL Group se sont soldées par un échec, ont communiqué mercredi la direction et les syndicats. Un nouveau round de négociations démarrera sous les auspices de l'Office national de conciliation. Le groupe média a annoncé fin août une restructuration de son *corporate centre* au Grand-Duché où il emploie 112 personnes et où ne resteraient à terme que 18. Une cinquantaine de postes devraient être supprimés et une quarantaine transférés à Cologne d'où le groupe dirige ses activités allemandes. pso

Le financier François Pauly intègre le conseil d'administration de Luxaviation pour éviter le décrochage à cet opérateur mystérieux, numéro deux mondial de l'aviation d'affaires

Hansen, Pauly et cash



Patrick Hansen lundi soir dans les bureaux de Luxaviation au Kirchberg, partagés avec ceux des actionnaires Edison et ECP

Pierre Sorlut

Crash Le 21 octobre 2014 au matin, les chaînes d'infos diffusent en boucle les images d'une carlingue retournée, déchiquetée et en partie brûlée par les flammes au bord d'une piste de décollage. Le visage bonhomme et la moustache broussailleuse de l'homme d'affaires français Christophe de Margerie se figent dans un médaillon au dessus du bandeau sur lequel défilent les mots : « Le PDG de Total est mort cette nuit dans le crash de son avion à Moscou. » L'information fait grand bruit évidemment. Le plus grand groupe du CAC40 perd son trébuchant patron. Très vite naissent les suspensions quant à la thèse de l'accident. Quelques-uns s'étonnent de la rapidité des autorités russes à désigner les responsables, notamment le conducteur (en état d'ivresse) de la déneigeuse que l'avion a percutée à son décollage et qui a causé le décès de l'homme d'affaires ainsi que ceux de l'équipage, deux pilotes et une hôtesse de l'air. Christophe de Margerie avait rencontré dans l'après-midi le Premier ministre russe Dmitri Medvedev. Au cours de la réunion en présence d'autres éminences du monde économique, il avait critiqué les sanctions prononcées par l'Union européenne et les États-Unis contre la Russie suite à son invasion de la Crimée. C'était il y a tout juste cinq ans.

Lavion de Christophe de Margerie était opéré par la société française Unijet. Celle-ci était devenue filiale de Luxaviation l'année précédente. Interrogé lundi soir à ce sujet au siège de Luxaviation sur l'avenue JFK, le chef et fondateur de l'opérateur en 2008, Patrick Hansen, qualifie le moment « extrêmement difficile, certainement le plus compliqué que la société a connu ». Le visage fermé, il répond que le groupe vit encore l'accident en tête, notamment dans la gestion des questions de sécurité, même si Luxaviation n'a jamais, souligne-t-il, été accusée. Le traumatisme demeure. Il se remémore la violence de la descente policière dans les bureaux de l'opérateur au Bourget, mais surtout « l'annonce à l'épouse du décès du père des enfants ». Luxaviation dévoile son humanité. Une fois n'est pas coutume.

Fantasmes La compagnie vole sous les radars. Le milieu, celui des personnes fortunées au service desquelles la société travaille, exige de la discrétion. La compagnie communique avec parcimonie et cultive (malgré elle, nous dit-on) le mystère.

Une cession partielle de parts est envisagée pour rémunérer des actionnaires qui ont été patients

D'abord parce qu'elle est née avec les capitaux de Nikolay Bogachev, un milliardaire russe tombé en disgrâce aux yeux du Kremlin et qui a tenté de relancer son activité entrepreneuriale depuis le Grand-Duché à la fin des années 2000 via sa société d'exploitation pétrolière et gazière, Young Energy Prize (YEP). Patrick Hansen avait rencontré cet ancien du KGB reconverti dans les affaires à la chute de l'URSS alors qu'il exerçait à Moscou, pour Deloitte puis pour Fortis-Intertrust. En 2007, le Luxembourgeois a accompagné le Russe dans son installation au Grand-Duché en tant que directeur financier de YEP. Il s'est notamment occupé de son avion et s'est connecté au réseau de l'aviation d'affaires à cette occasion.

L'idée a germé. Luxaviation se développe avec la flotte de jets privés propriété des oligarques. Patrick Hansen reprend le manche en 2010 à Christian Heinzmann. L'ancien directeur général de Luxair (décédé en 2018) n'était pas parvenu à amener la société vers des cieux tranquilles. Entouré de ses fidèles, Knut Reinertz et Philippe Kauffman, via les groupes Edison et European Capital Partners dont ils sont associés, Patrick Hansen refinance Luxaviation et prospecte sur un marché qu'il connaît bien et dont les protagonistes flambent. En 2011, soixante pour cent du

chiffre d'affaires est réalisé à partir de villes de la Fédération de Russie (*d'Land* du 11.11.2011).

Luxaviation se développe ensuite par croissance externe. Elle n'achète pas d'avions (ou le moins possible), mais des sociétés qui ont des contrats d'opération, souvent les leaders des marchés concernés : Fairjets (Allemagne) en 2011, Abellag (Belgique) en 2013, Unijet, London Executive Aviation (Royaume-Uni) en 2014, puis une majorité de Masterjet (Portugal) et surtout, le gros morceau, Execujet (Suisse, mais d'origine sud-africaine) en 2015. Luxaviation devient le deuxième opérateur d'aviation d'affaires au monde, derrière Netjets, filiale de Berkshire Hathaway (de Warren Buffett). Cette dernière opération, de plus de cent millions d'euros, est financée par la vente d'un tiers des actions de Luxaviation au China Minsheng Investment Group. Le groupe (1 500 employés selon les comptes statutaires, 1 700 selon la direction) jouit dorénavant d'une entreprise diversifiée avec l'Europe pour pré carré. Le marché russe s'est, lui, effondré avec les sanctions économiques (moins trente pour cent) et peut-être aussi la méfiance envers les aéroports locaux. Ce que Patrick Hansen rechigne à confirmer.

Derrière Warren Luxaviation suit deux lignes principales de revenus. Le *chartering* (21 pour cent du chiffre d'affaires) consiste à opérer des avions qui appartiennent à des tiers pendant qu'ils ne sont pas utilisés. L'opérateur prend le cas échéant entre sept et douze pour cent de commission, nous explique la direction de Luxaviation. L'autre source de revenus provient de l'activité dite d'*aircraft management*, privilégiée aujourd'hui (52 pour cent du chiffre d'affaires). Les propriétaires des avions, environ 250, versent tous les mois un *management fee* à Luxaviation qui gère les pilotes (700 actuellement), supervise la maintenance, organise les vols, etc. L'entreprise développe en sus des *business lines* connexes, notamment la mise à disposition de FBO, pour *fixed-base operations*. Luxaviation possède 23 de ces terminaux pour clientèle fortunée avec douches, salles de réunion ou chapelles pour certains. La compagnie facture là le *handling* (huit pour cent du chiffre d'affaires), la prise en charge des passagers, des bagages ou l'essence. Le kérosène fait l'objet d'un commerce à part entière, également à des tiers, via la filiale Valcora. Sur

les 17,6 millions de gallons (80 millions de litres) de fuel vendus en 2018, 17 pour cent l'ont été en dehors de la flotte. Flyskills vend elle des services techniques, opérationnels et en formation, en interne comme en externe.

L'expansion de la société à l'international laisse croire à une *success story*. Les résultats financiers tempèrent l'enthousiasme. Jamais de son existence Luxaviation n'a signé de bénéfice probant. Les seuls exercices positifs de la structure fiâtère Luxaviation Holding Company ont été réalisés lors de ses trois premières années, en 2009, 2010 et 2011. Pour une poignée de milliers d'euros (13 000, 6 000 et 100 000) seulement. Et puis les pertes se sont enchaînées à coups de millions d'euros pour en cumuler quasiment soixante de déficit fin 2018. Le groupe est plombé par le poids de son endettement lié aux acquisitions. Luxaviation publie un résultat d'exploitation autour de zéro (- 650 000 euros en 2018 contre deux millions de bénéfices l'année précédente), mais la charge financière (autour de vingt millions d'euros) n'est pas compensée par les revenus du même type (liés aux activités de prêt par exemple, entre sept et onze millions en 2018 et 2017).

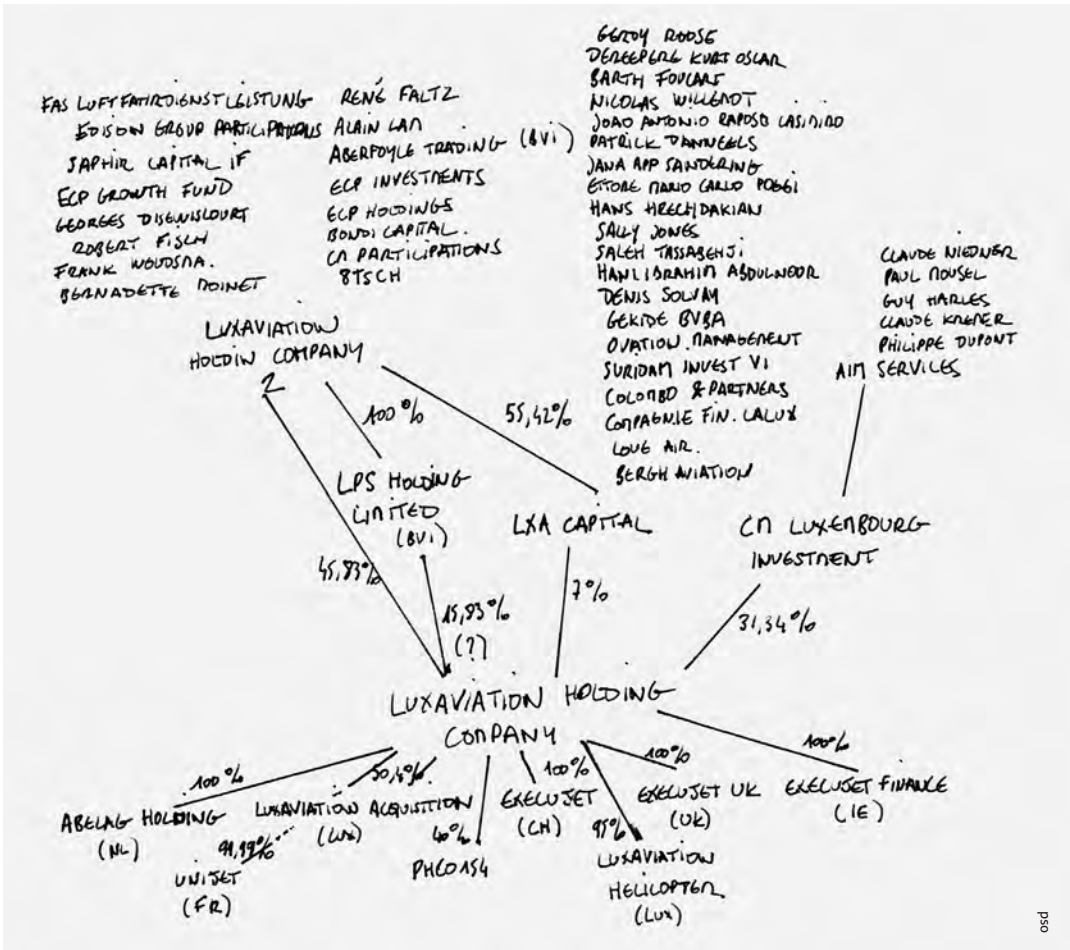
Patrick Hansen rassure en soulignant un Ebitda (revenu avant intérêt financiers, impôts, dépréciation et amortissement) de 21,7 millions d'euros en 2018 (quinze en 2017) sur un chiffre d'affaires de 558 millions d'euros (600 l'année précédente). Les fonds propres sont encore largement positifs à 41 millions d'euros, mais d'autres pertes similaires à celles de 2018, de 17 millions d'euros, précipiteraient vite le groupe et ses employés dans l'abîme. D'autant plus que des échéances financières se profilent. 206 millions d'euros étaient dus endéans un an selon le dernier rapport consolidé.

Luxshore Jusqu'à aujourd'hui, Luxaviation a compensé ses pertes annuelles par l'apport d'argent frais venu de l'extérieur, notamment du monde des *family offices* autour duquel les associés gravitent. Des grands noms de l'industrie européenne, tel Denis Solvay (qui détenait Abela avec sa famille), côtoient des cadres du groupe et d'autres patronymes ou dénominations sociales qu'on retrouve dans la base de données de l'ICIJ (*International consortium of Investigative journalism*). Une société censée porter les intérêts des fondateurs, LPS Holding limited, est elle-même basée aux Îles vierges britanniques. Elle y bénéficie d'avantages fiscaux sans doute, mais aussi de confidentialité. La structuration du groupe (voir

ci-dessous) fait l'étalage de la « sophistication » de la finance internationale et locale, jusqu'à une mystérieuse société AIM Services, au-dessus du véhicule utilisé par les Chinois de CMIG, dont les actionnaires ne sont autres que les associés fondateurs de la principale étude du pays, Arendt & Medernach. Interrogé sur cette société, Guy Harles utilise le joker « secret professionnel ».

Outre ces actionnaires plus ou moins identifiés, figure la Compagnie financière la Luxembourgeoise, la *holding* qui détient l'assurance du même nom. Et l'on comprend dorénavant mieux l'annonce jeudi dernier de la nomination de son président François Pauly (elle est en réalité effective depuis le mois d'août) au conseil d'administration de Luxaviation. Bien sûr, le « *bekannter Finanzfachmann* », comme l'écrivait vendredi le *Wort* (journal édité par le groupe de presse Saint-Paul) présidé par le-même François Pauly) dispose des compétences. Comme il le fait lui-même remarquer dans sa réponse à notre sollicitation, l'intéressé a déjà travaillé dans le secteur aérien, plus précisément au *board* de Luxair. « Le secteur de l'aviation ne m'est pas complètement inconnu », dit-il, mais il remet à plus tard tout entretien approfondi sur ses préconisations pour Luxaviation. « Je le dois encore bien comprendre les spécificités de l'aviation privée et des prestations offertes par l'aviation », explique-t-il. Luxaviation diversifie depuis plusieurs mois ses activités. Outre le management d'hélicoptères (« le même business que les avions, mais pour des vols plus courts », résume Patrick Hansen), Luxaviation s'est lancée dans l'exploitation de drones. Des tests ont été opérés au-dessus de vignobles luxembourgeois. Une activité pérenne est envisagée (en Afrique du Sud pour commencer) pour vérifier l'état des conduites de fluides comme les oléoducs.

Mais c'est surtout du cash que les actionnaires attendent après des années de vaches maigres. L'alux a investi trois millions d'euros dans Luxaviation et ce ne sont pas les seuls actionnaires à attendre de la liquidité. Les revenus liés à la cession en cours de bouclage de l'activité de maintenance (treize pour cent du chiffre d'affaires) à Dassault aviation (un secteur abandonné du fait notamment de l'impossibilité de trouver un accord sur l'établissement d'un hangar *ad hoc* au Findel où Luxaviation n'a quasiment plus d'activité) devraient être réinjectés dans la société pour lui permettre d'investir dans une activité. Une cession partielle de parts est envisagée pour rémunérer des actionnaires qui ont, jusque-là, fait preuve de patience.



Structuration du groupe Luxaviation basée sur des recherches au registre de commerce

Christine Lagarde succède à Mario Draghi à la tête de la BCE

Passage de témoin



Cérémonie à Francfort lundi. Mario Draghi confie la cloche symbolique à Christine Lagarde

Georges Canto

Ce jeudi est le dernier jour de Mario Draghi, 72 ans, à la tête de la Banque centrale européenne, au terme d'un mandat unique de huit ans. Le 28 octobre lors d'une petite cérémonie à Francfort il a symboliquement remis à la nouvelle présidente, la française Christine Lagarde, 63 ans, la cloche qui sert à rappeler à l'ordre les membres du conseil de la BCE lors de leurs réunions. Lors de sa dernière conférence de presse, le 24 octobre, il a laissé aux historiens le soin d'évaluer son travail et, toujours aussi peu disert, il n'a reconnu ni satisfaction ni regret particulier, se bornant à exprimer sa fierté de la façon dont le Conseil des gouverneurs et lui-même ont accompli leur mandat. « D'une certaine manière, ça fait partie de notre héritage : Ne jamais abandonner », a-t-il sobrement déclaré en guise d'adieu.

Son bilan peut schématiquement tenir en trois chiffres : huit baisses de taux, dix programmes de rachat de dettes et de prêts géants, 2 600 milliards d'euros injectés dans l'économie européenne, dont vingt au cours de sa dernière semaine de présidence ! Un activisme inédit pour une telle institution. Avant sa nomination en 2011 Mario Draghi était déjà favorablement connu dans les milieux financiers pour sa compétence et pour l'efficacité avec laquelle il avait contribué au redressement de l'Italie pendant 15 ans. Docteur en économie du M.I.T à Boston en 1976 puis professeur d'université à Florence et à Turin, il avait été de 1991 à 2001, sous plusieurs gouvernements, directeur général du ministère du Trésor, en charge des privatisations. En janvier 2006, sous Berlusconi, il prenait les commandes de la Banque d'Italie où il resta plus de cinq ans, jusqu'en octobre 2011 date à laquelle il était aussi président du Financial Stability Board (FSB) mis en place par le G7, puis élargi au G20.

Une brillante carrière quelque peu ternie par son passage entretemps (de 2002 à 2005) chez Goldman Sachs, en tant que vice-président de la filiale européenne. Pourtant assez courante à l'époque pour des profils comme le sien, cette expérience lui est toujours reprochée aujourd'hui. Il est vrai que pendant ces années-là, la banque américaine a aidé la Grèce à maquiller son énorme endettement, tout en spéculant parallèlement sur l'insolvabilité du pays, encaissant au final plus de cinq milliards d'euros de commissions et de plus-values. Cette période de sa vie est réputée avoir compliqué son accession à la tête de la BCE en 2011. En réalité l'Allemagne et les pays du nord voyaient d'un mauvais œil le ressortissant d'un « pays du Club Med », pourtant précédé d'une solide réputation de « Père la Rigueur », prendre la direction de l'institution.

À la BCE Mario Draghi a fait rapidement figure « d'homme qui a sauvé l'euro » grâce à des mesures dites « non-conventionnelles » totalement

Christine Lagarde est consciente que désormais chaque déclaration de sa part peut avoir une énorme incidence sur les marchés des valeurs

inédites. En effet quelques mois à peine après son arrivée survient la crise des dettes souveraines, due à l'endettement excessif de certains États, situation en partie liée à l'envolée des dépenses publiques à partir de 2008 pour soutenir et relancer des économies malmenées par la crise économique. Partie de Grèce, la crise s'étend au Portugal, à l'Italie et à l'Espagne, menaçant l'existence de la monnaie unique.

En juillet 2012, « Super Mario », comme il sera souvent surnommé, déclare que la BCE est « prête à faire tout ce qu'il faudra, quel qu'en soit le coût, pour préserver l'euro » et dès le 6 septembre suivant il annonce un programme illimité de rachat de dette des pays de la zone euro ayant du mal à se financer sur les marchés. Cette politique dite d'assouplissement quantitatif ou QE qui consiste, en rachetant aux banques les titres et créances plombant leur bilan, à leur redonner de la liquidité pour faciliter la distribution de crédits aux entreprises et aux ménages, sera ultérieurement élargie en termes de pays et d'actifs financiers éligibles. Le rythme mensuel est actuellement de trente milliards d'euros de rachats.

Parallèlement la BCE a inauguré fin 2011 une politique de « prêts géants » directement accordés aux banques à taux très bas. La première vague de LTRO (long term refinancing operations) en décembre 2011 et février 2012 a porté sur plus de mille milliards sur trois ans. En juin 2014 et en mars 2016 la formule a pris le nom de TLTRO (pour Targeted LTRO, sur quatre ans) et a permis d'octroyer 720 milliards. Elle a été renouvelée en mars 2019 pour trois ans.

Mais les effets de cette politique s'estompent aujourd'hui, car les problèmes de liquidité ont disparu (le dernier TLTRO a été peu souscrit), et si Mario Draghi a réussi à assurer depuis 2014 une croissance régulière qui a permis de créer onze millions d'emplois, il a échoué à ramener l'inflation dans la zone euro à deux pour cent, le niveau censé garantir la bonne santé de l'économie. Mi-octobre 2019 le rythme annuel n'était que de 1,2

pour cent. De plus la fin de son mandat a été marquée par des tiraillements internes inédits, avec les critiques exprimées publiquement par les gouverneurs des Banques centrales d'Allemagne, d'Autriche, des Pays-Bas et même de France et la démission surprise, fin septembre, de Sabine Lautenschläger, membre allemande du directoire de la BCE, deux ans avant la fin de son mandat.

Christine Lagarde arrive du FMI, où sa nomination en mai 2011, alors qu'elle était depuis quatre ans ministre de l'Économie du président Sarkozy, relevait surtout de la nécessité de remplacer dans l'urgence son compatriote Dominique Strauss-Kahn, plus respecté pour ses compétences économiques que pour son comportement privé. Le moment du passage de témoin n'est pas idéal. Dans la zone euro la croissance est atone, pour cause d'incertitudes liées au Brexit, d'instabilité politique et sociale en Europe du sud et de fort ralentissement en Allemagne où les secteurs exportateurs souffrent du climat mondial de guerre commerciale. Une récession n'est plus à écarter.

Bien que désormais modernisée et renforcée, avec un bilan de près de 450 milliards d'euros, la BCE paraît en même temps à bout de souffle face à la menace déflationniste. Il est révélateur que, malgré les nombreux outils à sa disposition pour intervenir en cas de besoin, Christine Lagarde ait déjà annoncé qu'elle marcherait dans les pas de Mario Draghi, en poursuivant notamment une politique de rachat massif de dettes afin de stimuler l'économie de la zone euro. Il ne s'agit pas seulement d'un choix « politique » : dans un domaine aussi sensible on imagine mal la nouvelle présidente prendre d'entrée le contrepied de son prédécesseur. C'est aussi l'aveu que la BCE ne dispose plus guère de moyens d'action, la manipulation des taux ayant depuis longtemps trouvé ses limites en finissant même par générer des effets pervers. Rappelons que le principal taux directeur (taux d'intérêt des appels d'offres de l'Eurosystème ou « refi ») est égal à zéro depuis le 16 mars 2016, soit trois ans et demi.

Christine Lagarde est, elle aussi, convaincue que la politique monétaire de la BCE ne peut pas tout. Elle doit s'accompagner de réformes structurelles. Or le principal chantier en cours, celui de l'Union bancaire, est encore loin d'aboutir. Il vise à renforcer la solidarité européenne en cas de nouvelle crise financière, au grand dam de l'Allemagne et des pays d'Europe du nord, qui, réputés vertueux dans la gestion de leurs finances ne veulent pas payer pour les mauvais élèves. La nouvelle présidente devra déployer tous ses talents pour convaincre les autorités allemandes (notamment) d'adopter une position plus cohérente. D'une part elles n'ont pas cessé de vitupérer contre les taux bas : ils sont très défavorables aux épargnants (au point que la presse populaire a surnommé

Chroniques de la Cour

L'heure de vérité approche

Dominique Seytre

Marc van der Woude est-il à la tête d'une « armée mexicaine » ? Le président du Tribunal européen, élu le 27 septembre dernier pour trois ans, trouvera réponse à la question depuis les premières loges l'année prochaine. En attendant, il devra gérer l'héritage du président luxembourgeois Marc Jaeger qui, après douze ans de règne, laisse une situation difficile, doublée d'un climat de malaise.

Marc Jaeger rentre dans le rang et se voit attribuer quelques affaires, en tant que juge lambda

Alors que la Cour de justice européenne, la juridiction suprême de l'UE, caracolait avec de nombreuses affaires à traiter sur des sujets tels que l'État de droit, les réfugiés ou le numérique, le Tribunal, qui est sa juridiction de première instance, ne se remet pas d'une réforme récente consistant à doubler le nombre de ses juges, 56 en tout. Cette réforme - cela a été dit mille fois dans diverses instances - matérialise les caprices des États membres, lesquels voulaient chacun deux juges. La Cour, quant à elle, et indépendamment de la question du nombre de juges, a profité de l'occasion pour simplifier ce qu'elle appelle son architecture judiciaire. Elle passe de trois degrés de juridiction à seulement deux - la Cour et le Tribunal - sans plus aucun tribunal spécialisé en bas de l'échelle. Et cela malgré l'opposition initiale du Tribunal et celle de nombreux juristes, lesquels contestaient la base juridique utilisée par la Cour.

L'ex-président Marc Jaeger s'était au début fortement opposé à cette réforme, puis a été critiqué, au sein même de sa juridiction, pour son manque de « créativité », sa peur de prendre des initiatives et l'ambiguïté de certaines de ses prises de position. Sur le plan personnel, Marc Jaeger se trouve dans une situation inédite. C'est le seul président du Tribunal, et même de la Cour, qui ne part ni ne démissionne, une fois son mandat de président terminé. Comme il n'aspirait ni à la fonction de président ni à celle de vice-président - et être président de chambre n'a pas eu l'air de l'intéresser non plus - Marc Jaeger rentre dans le rang et se voit attribuer quelques affaires, en tant que juge lambda. Depuis 1996, les gouvernements luxembourgeois successifs l'ont immanquablement proposé à ce poste. Son mandat actuel expire en septembre 2022.

Marc van der Woude a été élu au premier tour avec une trentaine de voix contre une quinzaine pour son adversaire Anthony Collins. Il pourrait avoir bénéficié du vote « légitimiste » des nouveaux juges. À chaque élection précédée de l'arrivée d'un nombre important de nouvelles recrues, les candidats représentant les autorités en place ont tendance à être privilégiés : Marc van der Woude est réputé proche du président de la Cour Koen Lenaerts et ils parlent la même langue. Anthony Collins, le candidat malheureux, était l'un des quatre juges, avec Guido Berardis, Franklin Dehousse et Irena Pelikánová à s'être rendu devant le Parlement européen, en 2015, pour y expliquer, chiffres à l'appui, que doubler le nombre de juges était insensé, inutile et coûteux parce qu'il n'y avait ni retard dans le traitement des affaires, ni hausse du contentieux pouvant justifier la création de 28 cabinets de juges supplémentaires. Eux-mêmes avaient parlé d'une « armée mexicaine ».

Comme ses prédécesseurs, le président van der Woude représente officiellement le Tribunal. Il est juge des référés et ne touche par conséquent pas au fond des dossiers. Il distribue les affaires dans les chambres, selon des critères publiés au Journal Officiel. Une tâche ingrate parce que, en cette période de pénurie d'affaires par rapport au nombre de juges, certains nouveaux venus n'ont pas plus d'une quinzaine de dossiers sur leur bureau. En plus, ils ne sont pas forcément tous importants. Le président du Tribunal doit aussi gérer les missions et activités extérieures des juges, lesquelles peuvent donner lieu à des abus de la part de certains d'entre eux (ce qui vaut aussi pour des juges de la Cour). La commission de contrôle budgétaire du Parlement européen les a d'ailleurs dans son collimateur. Elle ne cesse de demander plus de transparence sur leurs allées et venues. Puis il y a la question des référendaires, les conseillers juridiques. La réforme étant si coûteuse, il était convenu que les juges arrivés en 2019 ne devaient pas amener les leurs, ce qui crée des tensions. Enfin Marc van der Woude doit restaurer le prestige de son Tribunal toujours en proie à de petites humiliations, ou perçues comme telles, de la part de la Cour, qui lui fait souvent comprendre que c'est elle l'instance supérieure.

En 2015, pour calmer les esprits, le Parlement européen et le Conseil avaient prévu qu'avant le 26 décembre 2020, la Cour de justice demanderait à des « conseillers extérieurs » de leur soumettre un rapport sur la question de savoir s'il était vraiment nécessaire de multiplier par deux le nombre de juges au Tribunal. Ce rapport est très attendu dans les milieux judiciaires. Il pourrait constituer un moment de vérité.

« Draghula » le président de la BCE), mais fragilisent le secteur bancaire local et poussent à l'endettement, avec le risque de bulles financières et immobilières. Mais d'autre part elles ont toujours refusé, comme l'espérait Mario Draghi, de consacrer une partie de leurs copieux excédents budgétaires au soutien de l'activité domestique et par contrecoup de la zone euro tout entière. Il y aura tout de même un paradoxe à voir la grande patronne de la politique monétaire européenne tenter de convaincre certains États d'en faire davantage sur le plan de leur politique budgétaire.

D'autres défis attendent l'ancienne championne de natation synchronisée : par exemple prendre en compte les contraintes écologiques dans la finance ou gérer les problèmes que posent les cryptomonnaies déjà installées ou à venir (Libra) à la stabilité et à la souveraineté des États. De l'avis général,

Mario Draghi savait « parler aux marchés ». Sa parole était rare et mesurée à défaut d'être toujours limpide. En raison du rôle de l'euro au niveau mondial, Christine Lagarde est consciente que désormais chaque déclaration de sa part peut avoir une énorme incidence sur les marchés des valeurs, les taux d'intérêt et les marchés des changes. En même temps, on attend d'elle qu'elle soit plus « politique » que son prédécesseur face aux autres banques centrales dont certaines, comme la Fed, sont de plus en plus soumises au pouvoir local. Ce qui implique qu'elle s'exprime davantage et qu'elle trouve le plus rapidement possible un juste équilibre entre ces deux modes de prises de parole. Mais à son poste elle bénéficie d'un avantage incomparable, celui de la durée. Si Dieu lui prête vie, elle ne transmettra la cloche qu'en 2027, quand la quasi-totalité des dirigeants politiques actuels de la planète auront passé la main.

josée hansen (texte) &
Sven Becker (photo)

« La Ville Générique est tout ce qu'il reste de ce qu'était la ville. La Ville Générique est la post-ville en construction sur le site de l'ex-ville. (...) La rue est morte (...). L'art public est partout – comme si deux morts faisaient une vie. (...) La piétonisation – censée préserver – ne fait que canaliser le flot de ceux qui sont voués à fouler aux pieds l'objet qu'ils voulaient honorer. (...) La Ville Générique quitte l'horizontalité pour la verticalité. (...) La Ville Générique est encerclée par une constellation de Villes Nouvelles (...) [Son] aspiration implique automatiquement le rejet de toute référence résiduelle à la ville comme forteresse, comme citadelle. (...) En général, les copains du 'chef' – qui que ce fut – ont décidé de promouvoir une partie du 'centre-ville' (...). À l'évidence, il y a une prolifération de communautés – une sorte

Si la catastrophe était si prévisible, pourquoi ne l'a-t-on pas évitée ? Est-ce comme dans la tragédie grecque, où l'inéluctable se produit, quoi que fassent les hommes ? Le Royal Hamilius comme *self-fulfilling prophecy* de la ville privatisée ?

de zapping sociologique – rétive à toute interprétation trop générale... » Ce pamphlet virulent de l'architecte-philosophe néerlandais Rem Koolhaas contre ce qu'il appelle « la ville générique » date de 1994 (publié une première fois en anglais dans le recueil *S, M, L, XL* de son bureau OMA, Monacelli Press) mais pourrait s'appliquer tel quel au nouveau complexe Royal Hamilius en plein

centre de Luxembourg-Ville. La domination de la couleur beige, la prolifération des atriums, la vénération des nouvelles technologies, « la rencontre de l'escalator et de la climatisation », les nombreux planificateurs qui engendrent un monstre urbain, le fait que le shopping y soit la seule activité concevable et que l'histoire du lieu ne soit plus considérée que comme un obstacle : tout y est, dans ce texte. Alors, si la catastrophe s'annonçait, si elle était si prévisible, pourquoi ne l'a-t-on pas évitée ? Est-ce comme dans la tragédie grecque, dans le mythe d'Œdipe par exemple, où l'inéluctable se produit, quoi que fassent les hommes pour éviter ce que prédit l'oracle. Le Royal Hamilius comme *self-fulfilling prophecy* de la ville privatisée ?

Le voilà donc, le projet-phare de la capitale. On ne peut plus dire « on va voir, peut-être que ce sera bien quand-même ? ». Il est là et massivement là, s'impose comme un crapaud dans le charmant étang que fut cet hyper-centre certes mal-aimé et pas très esthétique, mais utilisé de tous jusqu'au tournant du siècle. Entre la banque et le centre administratif Hamilius, entre l'arrêt de bus et le charme de la Poste centrale, le sous-terrain et ses hip-hopppers et autres artistes urbains, l'Aldringen avait une vraie raison d'être : c'était la *polis*, la cité au sens noble du terme. C'était un endroit public, avec des missions publiques – une bibliothèque, les bureaux du Biergerzenter qui accueillait les citoyens pour leurs démarches administratives, le poste de Police pour rassurer, les

bus pour les navetteurs. Ce qu'on aura à la place, cet « îlot multifonctionnel » que vante la Ville de Luxembourg sur son site internet, c'est un bloc monolithique énorme de 36 000 mètres carrés, décliné en différentes ambiances pour faire croire qu'il s'agit d'un développement organique. Presque la moitié de cet espace est réservé au commerce (16 000 mètres carrés), le reste se partage entre quelques services (1 000 mètres carrés), de l'horeca (1 300 mètres carrés), des bureaux (10 200 mètres carrés) et des logements (7 500 mètres carrés). Il y a aussi un parking souterrain profond de huit étages, avec des places XXL pour les SUV – le seul parking avec des ronds-points pour gérer la circulation (et qui est presque toujours vide à trois quarts).

Les pièces centrales, les filets pour ainsi dire, de ce nouveau centre sera un grand magasin des Galeries Lafayette, sur six étages (dont l'implantation a été applaudie comme la venue du messie par les responsables politiques de la ville) et une Fnac (qui sera inaugurée jeudi prochain, 7 novembre). Les appartements pour HNWIs (pas de logements sociaux prévus) sont en vente à 875 000 euros pour cinquante mètres carrés, jusqu'à 1,7 million pour 123 mètres carrés. Les photos sur les sites des agences immobilières, outre les meubles design et les ambiances lumineuses des intérieurs, mettent toujours en avant la vue imprenable sur l'Hôtel des Postes de style Renaissance, construit au début du XX^e siècle selon des plans de l'architecte d'État Sosthène Weis (l'avenir du bâtiment protégé n'est pas encore fixé). Caricaturalement, les riches pourront s'acheter cette vue charmante que le projet cache désormais au passant, tellement l'agencement des blocs d'immeubles sur l'espace de l'ancienne gare routière bloque le regard côté Boulevard Royal.

Mais c'est Sir Norman Foster ? Était-il possible de se tromper en choisissant le projet d'un des architectes européens les plus célèbres encore en activité, qui a révolutionné l'architecture britannique avec ses conceptions *high-tech* avec toujours une pointe de lyrisme, récipiendaire de plus de 300 prix et honneurs, dont un Pritzker et un titre de Lord conféré par la reine, créateur de plusieurs centaines de bâtiments à travers le monde, dont la coupole du Bundestag à Berlin, beaucoup d'aéroports et d'immeubles de bureaux, et qui, à 85 ans, supervise toujours un bureau de plus de 500 employés ? Lorsque fut dévoilé le projet lauréat du concours lancé en 2009, l'arrivée de

Foster au Luxembourg fut perçue comme une reconnaissance. Comme si le grand-duché jouait enfin dans la cour des grands en accueillant le travail d'un grand architecte – comme Pei le fut vingt ans plus tôt pour le musée d'art moderne. Mais si, comme pour Pei, cette arrivée était bien tardive, au moins, le chantier Hamilius n'aura pas connu les mêmes embûches : il sera livré à temps.

Le péché originel du projet Hamilius n'est pas à chercher du côté de l'architecture (les autres projets soumis n'étaient pas plus élégants). Son péché originel est sa conception et son idéologie. Et celles-ci sont clairement de la responsabilité des politiques : le libéral Paul Helminger était maire au moment de sa conception. Gérant la ville en manager, comme un chef d'entreprise, et voyant les citoyens plutôt comme des clients, il voulait moderniser la capitale et la vendre comme telle à l'étranger (notamment au Mipim à Cannes). Son *city branding* avait pour ambition de freiner la désertification du centre vers la périphérie, ramener le commerce et des habitants au cœur de la capitale. Mais il voulait aussi maximiser l'espace et faire une bonne affaire, c'est pourquoi la Ville a racheté les terrains qui n'étaient pas les siens, et, via un acte d'emphytéose, mis à disposition de l'investisseur pour 75 ans (ce qui rapporte 102 millions d'euros à la Ville). Donc, même

en dépensant un ou deux millions pour leur appartement, les habitants ne seront pas propriétaires du foncier, qui reste entre les mains de la Ville. Alors que le fonds souverain Abu Dhabi Investment Authority (Adia, également propriétaire de la friche de la place de l'Étoile), a investi dans les immeubles de commerces et de bureaux Seuls les proprié-

taires du numéro 49 Boulevard Royal n'ont pas voulu vendre ; leur acte de résistance à la gentrification du quartier les a fait ressembler aux valeureux Gaulois d'Asterix durant toute la phase du chantier. Les plus nostalgiques d'entre eux voulaient se rappeler du plus beau boulevard de la ville, celui d'avant la destruction par la pression immobilière dès la fin des années 1970. Le concours d'architecture de la Ville imposait un triumvirat investisseur – exploitant – architecte : Foster gagna surtout grâce au promoteur Codic et à l'exploitant Jones Lang LaSalle.

Les chiens ne font pas des chats : le Royal Hamilius est un projet d'investisseurs-entrepreneurs avant d'être un projet d'urbanisation ou d'architecture ; c'est une expression du capitalisme débridé plutôt qu'un projet de société. Et ce n'est donc que normal qu'il en ait l'esthétique : du verre partout, des tons bruns virant au beige, la façade à éléments triangulaires dorés côté grand-rue, les ouvertures verticales le long des deux autres rues (et minimales rue Aldringen), une maximisation de l'utilisation de l'espace – pas un millimètre du terrain n'est gâché au profit des piétons, pas un banc qui puisse être utilisé par un sans-abri – et la nature est reléguée sur la terrasse à laquelle on accède en tant que consommateur plutôt que comme citoyen. Au lieu d'opposer l'urbanité élégante d'une cité millénaire et les fonctions

vitales d'un espace public accessible à tous aux centres commerciaux de la périphérie, les responsables politiques ont fait le choix inverse en appliquant l'idéologie et l'esthétique du centre commercial à l'hypercentre. Comme si, désormais, la Ville de Luxembourg n'était plus en concurrence avec Venise, Rome ou Paris pour les touristes, mais avec le complexe Infinity au Kirchberg ou le centre commercial de la Cloche d'or pour les consommateurs.

Cette monacoisation était-elle inéluctable ? La privatisation de l'espace public en tout cas est clairement idéologique. Le philosophe d'architecture allemand Ludger Schwarte établit un lien entre la création des larges boulevards et espaces publics à Paris après le démantèlement des fortifications sous Louis XIV et la Révolution française : le peuple de Paris avait besoin d'espace pour évoluer dans la ville. Si Michel Foucault a théorisé l'architecture comme expression du pouvoir et du contrôle, pour Schwarte, l'espace public est fondamentalement anarchique. La spéculation immobilière et l'hyperconsommation sont des antidotes contre de telles tendances. Tant qu'il y a des *it-bags*, des vêtements pas chers en polyester et des stations de recharge gratuites pour *smartphones*, le peuple ne réfléchit pas à l'aggravation des inégalités sociales et au déficit démocratique – et encore moins à la révolution.

La ville générique

Zu Gast

De Schëttermarjal muss erhale bleiwen!

Dan Hardy

Scho viru ronn 100 Joer, huet de bekannte lëtzebuergesche Schrëftsteller Batty Weber vun der Schëttermarjal geschwäermt, engem Stéck wonnerbarer Natur, um Wupp vum Kierchbiereg. Op ronn zéng Hektar verzaubert si een, déi fir d'Stad Lëtzebuerg typesch wëll Fielslandschaft, mat hallefdréchene Wisen an zum Deel urale Beem, bis haut. De Site, dee just iwwer Weimeschkierch läit, war fréier och bekannt fir seng sëllege Heelkraider. Domadder ass e beléifte medezinesche Likör, mam Numm Schëttermarjal, gemaach ginn.

Och hautdesdaags handelt et sech, ekologesch gesinn, ëm en eemoleg wäertvolle Biotop mat ganz ënnerschiddleche Vegetationszonen. Hei fénnst een eng ganz Rëtsch rar a gesetzlech geschützte Planzen- an Déierenarten. Ënner anerem kann een hei wëll Orchideeënzorten a joerhonnerten al Eeche bestaunen. An Uecht huele kann een och seele Reptilienarte wéi d'Schlingnatter a geschützte Päiperleksaarten.

Kee Wonner, datt déi Plaz ville Leit vum Kierchbiereg a ronderëm un d'Häerz gewuess ass, do kann ee flott trëppele goen a sech vum Alldag entspanen. Schonn an de 1970er Joren hu sech d'Bierger gewiert, wéi een an hiert schéint Noerhue-lungsgebitt agraife wollt. Do sollt nämlech en Hotel gebaut ginn. D'Leit hu geklot, an d'Verwaltungsgericht huet hinne Recht ginn, sou datt de Projet fale gelooss ginn ass.

Bis 2016 blouf et roueg, ma du sinn d'Bierger gewuer ginn, datt am neie Bebauungsplang (PAG) vun der Stad Lëtzebuerg op der Schëttermarjal e grousst Lotissement entstoe soll. Fir d'Leit, déi no dobäi wunnen, e kleng Schock. Do dergéint protestéiert hunn net nëmme si, ma och den Interesseveräin Eech-Dummeldeng-Weimeschkierch an esouguer de Mouvement écologique. De Site muss aus dem Baupermeter erausgeholl ginn, sou hiert dréngend Uleies. D'Ëmweltministesch Carole Dieschbourg huet am Oktober 2016 matgedeelt, datt d'Schëttermarjal net als Naturschutzgebitt klasséiert géif ginn, well dee Site op nationalem Niveau keng besonnesch Wichtigkeet hätt, sou hir Äntwert op eng parlamentaresch Fro vum ADR-Deputéierte Roy Reding.

Zeréck an d'Joer 1997, de Botaniker Jean-Jacques Kariger hat do eng Etüd iwwert d'Schëttermarjal gemaach a konnt net manner wéi 60 Bam- a Strauchaarte bei engem Total vun 350 verschiddene Planzenzorten noweisen. Datt dat och haut nach sou ass, dat hu gläich e puer Experte bestätegt. Dem Här Kariger seng Konklusïoun vun deemools huet ouni Zweifel och nach haut hir Gëltegkeet, hei e puer Auszich dovunner: „(...) Die Studie wird unserer obersten Naturschutzbehörde zur Verfügung gestellt; einesteils als Unterlage zu einer möglichen Unterschutzstellung, andern-teils um die Verantwortlichen an ihre dringendsten Pflichten unserer verbleibenden Natur gegenüber zu gemahnen. Jedes Kind müsste wissen, dass das Euro-Kapital, unsere wahre und leider nicht sehr demokratische Regierung, bei genügender, oft ganz plötzlich auftretender Interesseballung ohne das geringste Bedenken seine Bulldozer die einigen hundert Meter von Kirchberg her zum Höhenrand schicken wird, um diese Relikte unserer alten Felslandschaft, am Fuß neuer Gigantensiedlungen, in fad durchparktes Hinterland zu verwandeln. (...) Sehen wir zu, dass man uns diese Oase nicht auch verplant und verschachert!“

Dat muss ee sech op der Zong zergoe loossen, an déi gréng Ëmweltministesche behaupt, datt d'Schëttermarjal national net schützenswäert ass. Do froen ech mech, firwat mir eng gréng Partei an der Regierung hunn? Sinn et nëmmen Naturheuchler? Laut Gréng kann all eelere Bam am Land duerch Kompensatiounsmoosnamen ersat ginn. Biologen no, besteet awer ronderëm déi eelere Beem eng grouss Biodiversitéit, eppes, wat deene Gréngen egal ze si schéngt. Majo dann, Dir gréng Herrschaften, wann Dir Är gréng Ur-Wäerter net méi kennt, da kënne mir lech als Regierungspartei ganz gär ofléisen! Aktuell stinn d'Chancé fir all déi Bierger vum Kierchbiereg, déi um Verwaltungsgeriicht an um Europäesche Geriichtshaff geklot hunn, net schlecht, fir um Enn Recht ze kréien, sou datt och den an der Tëscht verklengerte Projet net do gebaut kéint ginn. Ma dat, wat elo scho feststeet, ass datt fir d'ADR eelere Beem abso-lut schützenswäert sinn. Mat der ADR gétt aus der Schëttermarjal net nëmmen eng Naturschutz-Zon, ma e Stéck vun eisem Lëtzebuurger Natur-Patrimoine!

Gedicht fir e Sondage

Asselborn top, Dieschbourg Flop
D'gréng Partei ass op der Kopp
D'CSV ass net déck do
Punkte samm'le just déi Blo

D'Wort an RTL, déi sichen
Alt nees an der Sondage-Kichen
D'Kompetenz an d'Sympathie
An der grousser Lotterie

Vläicht verkafe se Pobeier
D'eeler Käpp an déi puer neier
't gouf Verloschter fir déi eng
A wie grouss war, ass haut kleng

Vir de Jang, de Premier Zweeten
An den Etienne – wéini geet en?
't ass egal, e kann och bleiwen
Dann hätt d'Wort nach vill ze schreiwen

Jacques Drescher

Die kleine Zeitzeugin

Michèle Thoma

In manchen Medien wird er zumindest kurz erwähnt, ein Grabstein huscht über den Bildschirm, die ernsthaften Sender bringen ernste Sendungen. Suizidgefährdete Depressive. Kranke im letzten Stadium, Todgeweihte sagt ja keiner mehr.

Ja, es ist wieder Tod. Ein bisschen, *light*, gleich glühweint es wieder. Obschon Er ja sowieso immer da ist, uns nie im Stich lässt. Er bleibt da, immer. Er haut nicht ab, vielleicht der einzige, das ganze Leben ist er an unserer Seite, dann beseitigt er uns. Auch ich beginne an ihn zu glauben, es gibt Beweise. Es gibt Belege. Manche bleiben liegen. Manche stehen nicht mehr auf bis zur Auferstehung. Plötzlich ist Mensch mausetot. Oder er krebst so dahin, bis er hin ist. Hinüber. Jenseits. Eben. Denn natürlich gibt es den Tod nicht, er ist nur ein *Fake*, und dann gibt es ein *Remake*. Ein neues *Start-up*.

Aber das ist ein anderes Thema, das Mega-Thema schlechthin. Der einsame Gottesmann in den Totenschiffen der katholischen Kirchen redet mit sich selber darüber. In Talkshows geraten die Stars ins Tiefsinnen, Seele scheint durch die irdischen Botox-Hüllen. Wir auch, beim Wein. Der Tod ist nicht sterbenslangweilig, nie langweilt er uns zu Tode.

Tod ist immer in, immer ist jemand hin. Und wir wissen, dass wir alle auf der Schwarzen Liste stehen, wir können ihn nicht überlisten; noch immer nicht. Wir können keine Faxen machen und ihn nicht ablenken, höchstens uns. Auch wenn wir Ihn, in anderen Sprachgebieten oder Kulturkreisen ist Er eine Sie, aber das macht es nicht besser, noch so sehr auf die Out- oder die No-Go-Liste stellen und ihn nicht bestellen. Wenn wir uns verstellen, lustige Greis_innen an lustigen Orten, die einen heben und sich dann schwerfällig – schwer fällig, wir sind im *Here and N-Au!* – erheben. Auch wenn man ihn nicht mehr trägt und sich zu Abschieds-Events ostentativ lebhaft kleidet.

Mensch fällt um, macht sich vom Acker. Via Gottesacker, vielleicht hat er dort schon gebucht,

Welche Hits zur Abschiedsparty? *Born to be Wild*? Fausti? In Sternchen-Deko *Ten feet under* oder endlich *free* wie ein Staatsbeamten-Punk?

oder im Wald der Ewigkeit. Oder in Hamm neben der Autobahn, dem heimeligsten Ort für Auto-chthon_innen.

Die meisten checken das schon vorher, das tut man anscheinend so. Weil wir alle unser Leben selbst in die Hand nehmen müssen und natürlich auch unsern Tod. Man kann doch seine Überreste den anderen nicht einfach unappetitlich übrig-lassen. Die Übriggebliebenen würden sich schön bedanken. Eine vielleicht noch verfluchen, also besser vorher buchen. Oder sie hätte eine üble Nachrede statt eines schönen Nachrufes. Also notfalls ein Ikea-Sarg zum Selberbasteln, Amazon liefert. Wer sich einen Tod mit Stil leisten kann, sucht eine Last-Exit-Agentur auf und lässt sich beraten. Welche Hits zur Abschiedsparty, die sich die Leidgeprüften dann anhören müssen? *Born to be Wild*? Fausti? In Sternchen-Deko *Ten feet under* oder endlich *free* wie ein Staatsbeamten-Punk? Grün gediegen in heimischer Öko-Eiche? Mit weißen Kamelen, bunten Luftballons? Einem Krähenkonzert? Bob Dylan? In die Luft geblasen oder dem Lieblingsmeer übergeben, wie in Filmen, in denen sich die entfremdete Familie über der Asche des Verblichenen unter Tränen dessen Liebblingswitz erzählt. Aber wer weiß deinen Liebblingswitz?

Die Ewige Ruhe ist in Wahrheit prekär, die Miete kaum bezahlbar. Langfristig günstiger wäre es, als Mini-Grabstein-Souvenir einem Nachkommen

am Hals zu hängen. Wer extranett zur Umwelt ist, lässt sich kompostieren oder gefriertrocknen.

Wenn man alles das nicht auf die Reihe kriegt, weil man mit dem Kleben allzu beschäftigt ist und dann auch noch die Kröten das Konto schwänzen, kriegt ein Armengrab. Immerhin. Den Würmern ist das wurscht, Philosoph_innen auch.

Wie auch immer, der Tod ist immer, er ist für alle da. Er ist demokratisch, ein Kommunist, ein Faschist. Er nimmt uns, er nimmt alle. Mit Haut und Haar, mit alles. Ihm ist alles g-Leich, ob wir uns ihm hingeben, und dann hin sind, oder uns wehren, weil wir ihn nicht begehren. Oder für die, denen das zu macho-faschistisch klingt, Sie, Ihr, La Muerte, die Tödin, die Sensendomina.

Aber das kommt aufs Gleiche raus. Aus.



Die Ewige Ruhe ist in Wahrheit prekär

Chroniques de l'urgence

Pubs carbonées, médias paralysés

Jean Lasar

D'un côté, les gouvernements européens adoptent des plans climat plus ou moins ambitieux. De l'autre, les publicités pour des produits et services fortement émetteurs de gaz à effet de serre s'étalent dans nos journaux et sur nos écrans. Elles nous incitent à acheter une voiture neuve ou à nous évader en avion pour un week-end. C'est pourtant simple : il est urgent de bannir ces pubs, ou à tout le moins les plus pernicieuses d'entre elles. Utopie ? Non, il ne s'agit que de cohérence.

Décarboner l'économie, c'est, entre autres, se détourner des SUV et prendre moins souvent l'avion. Comment peut-on espérer atteindre les objectifs de réduction d'émission affichés pour 2030 ou 2050 si des trésors d'ingéniosité publicitaire peuvent simultanément être déployés à longueur d'année pour nous convaincre d'agir en sens contraire ?

Si l'on compare ce qui se passe aujourd'hui pour la crise climatique avec ce qui s'est passé il y a quelques décennies pour le tabac, nous sommes bel et bien à un moment-charnière. Il avait alors fallu démasquer l'obstruction pratiquée par les cigarettiers, qui semaient activement le doute sur le lien entre inhalation de la fumée de leurs produits et cancer du poumon, pour que la publicité pour ces produits soit enfin interdite un peu partout. Aujourd'hui, comme le montre de manière éclatante le procès en cours à New York contre Exxon, nous assistons à un basculement comparable dans la prise de conscience du rôle des entreprises de combustibles fossiles et de celles dont le modèle d'affaires repose sur la combustion de leurs produits. Utilisant les mêmes techniques, le complexe thermo-industriel a lui aussi activement entretenu depuis les années 1970 le doute sur le lien entre CO₂ et réchauffement, comme l'ont démontré Naomi Oreskes et Erik Conway dans *Merchants of Doubt*.

L'argument en faveur d'une interdiction de la pub pour le tabac était sanitaire. Dans le cas des combustibles fossiles, ce sont notre santé et même notre survie qui sont en jeu. Mais il y a une autre justification de poids dans le cas des énergies fossiles, qui touche au rôle des médias dans la formation de l'opinion. Selon *The Shift Project*, qui a planché sur l'idée d'interdire en France la publicité pour les voitures (en envisageant de se concentrer par

exemple sur celles dépassant une certaine cylindrée ou une consommation supérieure à cinq litres aux cent), le secteur automobile dépenserait de l'ordre de 1 500 euros de publicité pour chaque voiture vendue. Ce qui donnerait un montant annuel de l'ordre de trois milliards d'euros, dont une bonne partie irait aux médias pour de l'achat d'espace. Les moyens de communication dépendent donc, pour payer les salaires de leurs journalistes, des considérables revenus publicitaires liés aux voitures et aux voyages aériens. Peut-on sérieusement attendre, dans ces conditions, qu'ils traitent objectivement la crise climatique ?

Comment peut-on espérer atteindre les objectifs de réduction si des trésors d'ingéniosité publicitaire peuvent simultanément être déployés pour nous convaincre d'agir en sens contraire ?



« Le plus grand ennemi, c’est l’autocensure »

Entretien : Frédéric Braun

Le combat contre la compagne Boycott, Désinvestissement et Sanctions (BDS) qui vise à obtenir d’Israël la fin des colonisations en Cisjordanie, à travers le boycott de certains produits israéliens, s’est longtemps résumé à Israël, avant de s’exporter en Europe. En mai, le Bundestag allemand a passé une motion qualifiant la campagne d’antisémite. En juillet, le Luxembourg a adopté sous la pression (quoiqu’en partie seulement) une définition de travail controversée de l’antisémitisme que certains voient comme un outil pour taire les critiques d’Israël. La couverture médiatique à ce sujet a été jusqu’ici plus qu’accommodante, certains médias préférant l’autocensure à l’accusation d’antisémitisme. Début octobre, nous avons eu l’opportunité d’en discuter avec deux Israéliens parmi les plus intransigeants : Gideon Levy, probablement le journaliste israélien le plus connu, qui pendant trente ans a couvert l’occupation en Cisjordanie et à Gaza, et l’activiste Eitan Bronstein, qui en dix ans a réussi l’exploit de faire entrer la Nakba – la catastrophe palestinienne – dans le discours politique. Dans un livre passionnant, intitulé *Nakba – Pour la reconnaissance de la tragédie palestinienne en Israël* (Éditions Omniscience, 2018), il raconte son réveil à la réalité coloniale de son pays et son combat mené depuis pour décoloniser les esprits.

Frédéric Braun : *Monsieur Levy, selon vous, le Luxembourg peut être fier. En effet, dans aucun autre pays européen, dites-vous, un ministre des Affaires Étrangères et des membres d’une famille régnante n’auraient assisté à un symposium sur l’avenir des Israéliens et des Palestiniens, comme celui organisé par le Comité pour une Paix-Juste au Proche-Orient, le 3 octobre dernier. Pourquoi ?*

Gideon Levy : Parce que l’Europe reste paralysée face au lavage de cerveau israélien et sa propagande. Il y a quelques années, Israël a pris la décision stratégique de qualifier d’antisémite toute critique de sa politique. C’est du jamais vu. Il suffit en effet de prononcer le mot « antisémite » pour que tout le monde se taise. Je crois que le principal défi pour l’Europe aujourd’hui – mais également pour la démocratie et la liberté d’expression – c’est de dire non à ce genre de manipulation cynique. BDS, devenu mouvement criminel... La lutte contre l’occupation : criminelle... Vraiment, je ne me souviens pas d’un seul exemple dans l’histoire où une lutte de principe ait été criminalisée de la sorte.

Le succès de cette stratégie doit s’expliquer en partie par le sentiment de culpabilité lié à l’holocauste...

GL : C’est d’abord lié au fait de manipuler les sentiments de culpabilité des Européens. Et je crois qu’en effet ils ont toutes les raisons de se sentir coupable.



« Décoloniser les esprits » – Eitan Bronstein

Mais enfin, cela n’a rien à voir avec l’occupation ou la colonisation israélienne. Pas plus que cela n’a à voir avec la brutalité, la violation des droits de l’homme, du droit international ou de résolutions internationales. Il faut séparer les deux. La culpabilité, c’est très bien. Mais est-ce que cela veut dire qu’Israël a carte blanche pour faire ce qu’il veut ? Et que les Palestiniens devront continuer à en être les victimes ? En aucun cas.

Eitan Bronstein : Je pense que le succès de cette manipulation réside dans le fait qu’on a réussi à détourner l’attention des vrais sujets que sont le fait de tuer des gens et de détruire des maisons. Au lieu de cela, on est là en train de se demander si oui ou non on a le droit d’en parler, si oui ou non nous sommes des antisémites. Cela a changé la donne, complètement. Les crimes d’Israël ne font plus l’objet d’aucune discussion. Au lieu de cela, c’est de définitions que nous parlons et de savoir si critiquer le sionisme ou Israël est un crime antisémite ou pas.

Quelles ont été les méthodes employées pour changer ainsi la perception des choses ?

GL : Une fois qu’Israël avait réussi à démoniser BDS et à le transformer en menace existentielle – ce que le mouvement n’est pas – et comparé le boycott à celui de magasins juifs dans l’Allemagne nazi, il n’y avait plus de limites. C’est pour cela que lutter en faveur de la justice et contre l’occupation, pour le respect des droits humains de base et du droit international est aujourd’hui perçu en Europe comme un crime. Et c’est à vous, Européens, de vous poser la question : est-ce vraiment là votre choix ? Voulez-vous vraiment vivre dans une société dans laquelle se battre pour obtenir justice est un crime ? Parce que c’est bien dans cette direction que vont les choses, partout en Europe.

EB : Une pratique qui devient de plus en plus fréquente et qui donne les frissons, est celle de refuser l’entrée en Israël. Cela a beaucoup nui aux défenseurs des droits humains. Pas seulement aux soutiens de BDS, mais également aux membres d’une association comme Jewish Voice for Peace aux États-Unis, qui est une organisation juive. Car jusqu’à présent, cette pratique ne touchait que les non-juifs. Désormais, elle s’applique à tous, à l’exception des Israéliens. Les gens comme nous, même si nous sommes en faveur de BDS, ne sont pas visés pour l’instant, alors que d’autres le sont.

Il y a manifestement une grande pression à la fois au sein de la diaspora comme au dehors pour se conformer à cette politique. Même les journalistes semblent réticents et ne plus savoir quoi dire.

GL : Pourtant, vous devriez savoir et en aucun cas céder ! Car finalement, ce qui est en train de se passer est sans précédent. Et avec tout le respect pour notre combat à nous, je pense que c’est là votre combat à vous. Car si c’est vous qui cédez, alors cela voudrait dire que vous avez sacrifié la liberté d’expression et qu’il est facile pour des forces politiques cyniques de vous manipuler. Cela a beaucoup plus à voir avec l’Europe, la société civile et la démocratie qu’avec les Juifs et les Palestiniens. Il m’est arrivé de publier un article dans un journal allemand et la première chose qu’ils m’ont dite, c’est qu’ils ne l’auraient jamais publié si cela avait été écrit par un Allemand, et deuxièmement, que ce serait la dernière fois qu’ils publieraient un de mes articles. Je veux dire par là qu’il est devenu impossible de lever sa voix aujourd’hui.

EB : Et est-ce que tu connais des journalistes qui ont préféré ne pas écrire sur ce sujet ?

GL : Cela va sans dire, Eitan. Après tout, c’est ça l’atmosphère qui règne aujourd’hui. Le plus grand ennemi du journalisme, c’est l’autocensure. Non pas la censure gouvernementale. Une fois qu’on commence à se censurer en se disant, je ferai mieux de ne pas écrire ceci ou cela parce que cela va créer des problèmes, c’est fichu. C’est ce qu’il y a de plus grave, car c’est de vous-même que cela vient et alors il n’y a plus de résistance. Il y a dix, vingt ans, c’était



« Le changement viendra le jour où l’Israélien lambda aura compris que l’occupation a un prix » – Gideon Levy à Luxembourg

différent : l’Europe entière était contre Israël. Aujourd’hui, l’Europe soutient la colonisation. C’est quand-même incroyable.

Dès lors, d’où viendra le changement ? De l’intérieur ?

GL : Il n’y aura pas de changement de l’intérieur. Il faut cesser de jouer. Il y a évidemment tout un tas de groupes très courageux en Israël, vraiment remarquables et motivés, mais ce n’est pas d’eux que viendra le changement. Le changement viendra le jour où l’Israélien lambda aura compris que l’occupation a un prix. Tant que cela ne sera pas le cas, rien ne changera...

EB : ... et pour que cela arrive, nous avons besoin de pression internationale.

GL : Absolument. Il n’y a que deux issues : ou une guerre terrible, que personne ne veut, ou une pression internationale politique, économique et culturelle.

De toute façon, il n’y a plus que deux solutions pour les Israéliens et les Palestiniens : soit un Grand Israël avec aux commandes une minorité juive soit un État démocratique qui garantit l’égalité des droits pour tous.

GL : Il n’y a pas de minorité. En ce moment, c’est moitié-moitié : 6,3 millions de Juifs et 6,3 millions de Palestiniens entre le Jourdain et la Méditerranée, y compris Gaza... Mais oui, je pense qu’il ne reste plus que deux options : soit un État d’apartheid soit une démocratie. Il n’y a pas de troisième option et ce sera à Israël, aux Palestiniens et à la communauté internationale de décider. Le reste, ce ne sont que paroles en l’air avec pour seul but de gagner du temps tout en poursuivant la colonisation.

Dans la mesure où il était devenu pour lui synonyme d’occupation, Eitan Bronstein a rompu avec le sionisme, il y a longtemps. Dans votre cas, Gideon Levy, cette rupture semble plus récente...

GL : Tout à fait. Je pense en effet qu’Eitan me devance. Il m’a fallu plus longtemps. Peut-être que je suis moins courageux que lui, peut-être que je suis davantage un produit du système israélien de lavage de cerveau. En tous cas, pour moi le fait de me déclarer non-sioniste ou même anti-sioniste

« La culpabilité, c’est très bien. Mais est-ce que cela veut dire qu’Israël a carte blanche pour faire ce qu’il veut ? Et que les Palestiniens devront continuer à en être les victimes ? En aucun cas. » Gideon Levy

et de soutenir le mouvement BDS, a été un long et douloureux processus. Parce que je suis vraiment un produit du sionisme israélien et cela m’a pris très longtemps avant de comprendre que je ne pouvais pas vivre avec.

EB : Cela fait quelques années maintenant que j’ai compris ce dont parlait Gideon à l’instant. Et comme je pense que les élections parlementaires sont une façon très problématique de participer à la politique en Israël, je me dis que les gens qui se définissent eux-mêmes comme non-sionistes ne devraient pas non plus participer aux élections. Bien sûr que cela ne veut pas dire qu’ils doivent éviter le combat politique. Seulement, je pense que nous arriverons à beaucoup mieux nous organiser en res-

tant en dehors du parlement. Car une fois que vous entrez dans le jeu politique, vous êtes confrontés à toutes sortes de contradictions, comme celle de travailler côte à côte avec des criminels de guerre. Non, je pense que nous devrions organiser autrement que de l’intérieur du parlement, cette partie de la population israélienne qui se dit non-sioniste et qui ne sont pas très nombreux. On devrait se rendre devant le parlement pour manifester, car c’est un des principaux organes du sionisme. Je pense qu’on doit s’y opposer plutôt que d’en faire partie.

Dans cette situation, est-ce qu’il vous arrive parfois de vous demander ce qu’être juif veut dire aujourd’hui ?

GL : Écoutez, je suis laïc. Donc je me définirai d’abord comme Israélien, et non pas comme juif. Je suis vraiment confus, car je ne sais pas ce que cela signifie. Est-ce que cela veut dire suivre les commandements religieux ? Je n’en suis aucun. Je me sens Israélien et je me sens beaucoup plus de choses en commun avec un Palestinien israélien laïc qu’avec un Juif orthodoxe de Williamsburg à Brooklyn. Que puis-je bien avoir en commun avec un colon juif sur les collines de Samarie ou de Judée ? Je suis Israélien, un Israélien laïc. Voilà qui je suis.

EB : Pour moi, être juif aujourd’hui et croire aux valeurs humaines, c’est combattre l’antisémitisme. Cela est d’autant plus pertinent qu’en ce moment des gens comme nous sommes qualifiés d’antisémites. Et malheureusement, il y a des antisémites parmi ceux qui s’opposent à Israël. Mais quand je dis ça, c’est qu’il ne faut pas laisser le terrain de la lutte contre l’antisémitisme au seul CRIF en France ou quel que soit leur nom au Luxembourg. Car en même temps que ces voix se lèvent contre l’antisémitisme, elles soutiennent Israël en disant : c’est nous qui défendons les Juifs. Je pense donc qu’il est très important pour nous de nous réapproprier la lutte contre l’antisémitisme. Et concernant la manipulation en cours, consistant à dire qu’Israël serait la voix de tous les Juifs, de dire ce que le judaïsme n’est pas. L’occupation, ce n’est pas le judaïsme. La colonisation, ce n’est pas le judaïsme. Ce ne sont pas des valeurs juives. Et je pense que nous devons également dire aux Juifs du monde entier que c’est être pleinement juif que d’être contre l’occupation et contre le déplacement de Palestiniens.

Il est temps pour les Européens de s’opposer à la criminalisation de BDS, estiment Gideon Levy, journaliste au quotidien israélien *Haaretz*, et Eitan Bronstein, fondateur des ONG Zochrot et De-Colonizer

Asie

Minorités musulmanes en terres bouddhistes

Laurent Mignon

L'iconoclasme est une des constantes de l'histoire des religions. Face aux actes de vandalisme qui parfois réduisent à néant des œuvres d'art inoubliables, les esprits qui se disent éclairés ne peuvent que secouer la tête. Lorsque les Talibans firent sauter les Bouddhas de Bamyân en mars 2001, la condamnation de cet acte fut quasi unanime. Dans un monde d'une complexité effarante, pouvoir opposer le sourire serein du Bouddha à la kalachnikov du moudjahidine a quelque chose de rassurant. C'est peut-être pour cela que jusqu'à ce jour, les capitales occidentales préfèrent détourner les yeux quand certains prennent la kalachnikov ou d'autres armes au nom du Bouddha pour persécuter des populations civiles musulmanes.

Toutefois ici une parenthèse est nécessaire. L'oppression systématisée des Ouïghours et des autres minorités musulmanes de la République populaire de Chine a attiré l'attention des médias occidentaux, surtout aux États-Unis. Certes la Chine n'est pas un pays bouddhiste. Néanmoins elle promet, dans le cadre de sa stratégie de *soft power*, certains mouvements bouddhistes chinois pour contrer l'influence des courants bouddhistes tibétains qui reconnaissent l'autorité du Dalaï Lama. Cependant, l'approche critique par rapport à la Chine est le produit de considérations géopolitiques. Ce sont moins les camps de concentration chinois qui dérangent, que l'influence grandissante de la République populaire dans le monde.

En général, l'oppression des minorités musulmanes dans des pays à l'identité bouddhiste affirmée n'attire qu'une attention limitée. Or cette persécution peut prendre des formes très variées. Parfois,



Réfugiés rohingyas dans un camp en 2012

comme dans le cas du Sri Lanka, elle est le fait d'organisations non-étatiques. Sur cet État insulaire, les moines du Bodu Bala Sena mènent de violentes campagnes contre les minorités musulmane et, dans une moindre mesure, chrétienne. Active depuis 2012, cette organisation religieuse ultranationaliste, dont le nom signifie « Force du pouvoir bouddhiste », a pour but de créer un Sri Lanka ethniquement et religieusement « pur ». Face à la violence physique et verbale des moines, le gouvernement sri lankais se contente de timides condamnations, de peur de s'attirer le courroux des autorités religieuses.

En Birmanie, par contre, le gouvernement fait plus que tolérer les exactions des moines et militaires contre la minorité musulmane des Rohingyas. Le silence du parti au pouvoir, la Ligue nationale pour la démocratie, fondée par la lauréate du prix Nobel de la paix Aung San Suu Kyi et affiliée à l'Internationale socialiste, est effarant. Comme jadis la junte militaire, elle défend l'idée que l'identité birmane est indissociable du bouddhisme. La politique d'ouverture et de libéralisation pratiquée depuis 2011 n'a guère eu d'effet bénéfique pour les Rohingyas. Leur drame a fini par émouvoir les capitales européennes et le par-

L'oppression des minorités musulmanes dans des pays à majorité bouddhiste n'attire qu'une attention limitée

lement européen considère aujourd'hui les Rohingyas comme étant « l'une des minorités les plus persécutées de la planète ». Cependant jusqu'à ce jour, aucune mesure concrète n'a été prise pour faire pression sur le gouvernement birman qui continue à légitimer les exactions de l'armée dans le cadre de la « guerre contre le terrorisme ».

Ce concept, légué par l'administration de George W. Bush, est d'une grande utilité de Beijing à Bangkok pour tous les régimes persécutant des minorités musulmanes. La Thaïlande, justement, représente encore un autre cas de figure puisque l'État y poursuit ouvertement une politique d'assimilation linguistique et culturelle contre la minorité musulmane qui est majoritairement d'ethnie malaise. Depuis les années 1960, les musulmans sont traités comme des citoyens de seconde zone du royaume. Cela provoque de nombreux ressentiments, y compris l'apparition de groupes armés ayant des revendications religieuses et culturelles. La réponse exacerbée de l'État aux actions terroristes de groupes tels que le Barisan Revolusi Nasional (Front national révolutionnaire) intensifie les sentiments de désespoir de la population musulmane.

Le Dalaï Lama intervient régulièrement pour condamner la persécution des musulmans au nom du bouddhisme, mais en vain. La branche tibétaine dont il est l'autorité principale n'a guère d'influence en Birmanie, au Sri Lanka et en Thaïlande qui suivent la branche du Theravada. Il sera intéressant de voir sa position en cas d'intensification des tensions entre bouddhistes et musulmans dans le Ladakh. En effet, ce territoire situé dans la partie orientale du Cachemire indien va devenir un « territoire de l'union » à part entière le 31 octobre après sa scission de l'État du Jammu-et-Cachemire dont l'autonomie a été révoquée.

Les injustices subies par les minorités musulmanes et le peu d'intérêt qui y sont portées dans les capitales occidentales ont un certain retentissement dans les pays et banlieues à majorité musulmane. Elles sont du pain béni pour les hommes forts du monde islamique qui désirent se profiler comme la voix des sans-voix. Ainsi lors de l'assemblée générale des Nations-unies le 24 septembre, le président turc Recep Tayyip Erdoğan évoqua, entre autres, le drame des Rohingyas. Il rappela que la politique poursuivie par la Birmanie avait pour but l'extermination de cette minorité musulmane. Toutefois l'instrumentalisation de ce drame est loin de convaincre tout le monde. Dans un éditorial pour le journal islam-conservateur *Yeni Asya*, proche du mouvement nurcu et très critique de la dérive autoritaire du régime erdoganien, Kazım Gülecyüz reconnaissait l'importance des causes soulevées par le président, mais rappelait également « qu'être la voix des opprimés et des persécutés nécessitait avant toute chose de la sincérité et de la constance ».

Chronique Internet

Mutinerie chez Facebook sur les pubs politiques

Jean Lasar

La thèse défendue par l'état-major de Facebook selon laquelle filtrer les publicités politiques en fonction de leur véracité s'apparenterait à de la censure a déclenché une mutinerie au sein de l'entreprise. Dans une lettre ouverte à Mark Zuckerberg et à son cercle rapproché, des employés ont vertement critiqué cet arbitrage, leur demandant de modifier leur position.

Les médias américains ont rendu compte de cette lettre quelques jours après que Zuckerberg a bafouillé comme un gamin attrapé la main dans le pot de confiture devant des membres de la Chambre des représentants, répétant, sans y croire lui-même, les *talking points* préparés par ses communicants sur ce sujet (et les quelques autres pour lesquelles son entreprise est également sur la sellette). La lettre, visible sur un portail de communication interne depuis deux semaines, a été signée par quelque 250 employés. Ce n'est pas un chiffre énorme (Facebook compte 35 000 employés), mais il faut se souvenir qu'il faut tout de même du courage pour affronter ainsi sa hiérarchie à visage découvert. Les mutins indiquent « objecter avec force contre cette politique telle qu'elle est définie » et estiment qu'elle est « une menace pour ce que Facebook représente ».

Alors que les États-Unis se préparent aux présidentielles de l'an prochain dans une ambiance électrique et archi-polarisée, marquée par les efforts des parlementaires démocrates

Dans une lettre, 250 employés de Facebook ont affronté la hiérarchie sur la question des publicités politiques

pour destituer Donald Trump et une nette montée en puissance de l'aile gauche du parti démocrate, ce coup de patte d'une poignée d'employés de Facebook vient à point nommé rappeler que depuis le scandale Cambridge Analytica et le rôle plus que douteux du réseau social dans la campagne électorale de 2016, rien n'a été réglé. Les États-Unis sont donc confrontés au risque d'une réédition de ces manipulations, intox et autres opérations ciblées visant à faire basculer les fameux « swing states » ou à envenimer les débats pour favoriser les extrêmes, sans que l'on parvienne nécessairement à démêler, après-coup, qui les a échaudées et si elles ont effectivement influencé les électeurs.

Une fois de plus, Facebook a fait le choix de maximiser ses profits (en acceptant sans le modérer les pubs politiques) tout en se lavant les mains de possibles conséquences. C'est une attitude irresponsable. Si l'on peut être tenté de justifier les pubs politiques mensongères en

faisant valoir que les électeurs sont adultes et capables de former eux-mêmes leur opinion, il faut prendre en compte les innovations technologiques telles que le micro-ciblage ou le *deepfake* (trucage de clips vidéo à l'aide de logiciels avancés) qui mettent l'internaute peu averti à la merci de menées machiavéliques qu'il n'a aucune chance de démasquer.

Le risque de voir émerger des publicités politiques mensongères est tout sauf hypothétique. La campagne de Donald Trump a fait circuler il y a peu sur Facebook des annonces accusant faussement le candidat démocrate Joe Biden – poursuivant sur les réseaux sociaux la manigance ukrainienne qui vaut au président en exercice la procédure d'*impeachment* en cours. Facebook a refusé de la retirer. Histoire de démontrer l'absurdité de l'attitude adoptée par Facebook, Elizabeth Warren, la candidate démocrate qui ces dernières semaines a fait jeu égal avec Joe Biden, a publié des annonces accusant Mark Zuckerberg d'avoir fait de son entreprise une « machine de désinformation à but lucratif ».

Il faut bien entendu se garder de réduire le principe de la liberté d'expression à une clause technique. Mais on l'a vu aussi bien aux États-Unis qu'ailleurs, les infox sont un poison pour la démocratie et une aubaine pour les populistes de la pire engeance. Les mutins de Facebook sont aux premières loges pour évaluer les risques qu'elles représentent, il faut les écouter.

LE FONDS BELVAL

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 13.12.2019
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Le Fonds Belval
1, avenue du Rock'n'Roll
L-4361 Esch-sur-Alzette
Tél. : +352 26840 1
Email : soumission@fonds-belval.lu

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :

Soumission relative aux travaux de rénovation de l'ancienne Møllerei à Esch-Belval.

Description succincte du marché :
Travaux de démolition, gros-œuvre, peinture, installation d'échafaudages et nettoyage

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Dossier de soumission à télécharger gratuitement sur le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Les conditions de participation sont précisées au cahier des charges.

Réception des offres :

La remise électronique des offres sur le Portail des marchés publics (www.pmp.lu) est obligatoire pour cette soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les date et heure fixées pour l'ouverture.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
29.10.2019

La version intégrale de l'avis n° 1901842 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

d'Letzeburger Land

Fondé en 1954 par Carlo Hemmer, édité par Leo Kinsch de 1958 à 1983

Hebdomadaire politique, économique et culturel indépendant paraissant le vendredi. Publié par les Éditions d'Letzeburger Land s.à r.l., R.C. B 19029, N° TVA LU 12 12 40 22. La reproduction des articles et illustrations est interdite sans l'accord écrit de l'éditeur. **Gérant, rédacteur en chef** Romain Hilgert (48 57 57-22; rhilgert@land.lu), **Rédaction** Peter Feist (48 57 57-24; pfeist@land.lu), Josée Hansen (48 57 57-26; jhansen@land.lu), Ines Kurschat (48 57 57-28; ikurschat@land.lu), Pol Schock (48 57 57-35; pschock@land.lu), Pierre Sorlut (48 57 57-20; psorlut@land.lu), Bernard Thomas (48 57 57-30; bthomas@land.lu) **Photos** Sven Becker (48 57 57-36; sbecker@land.lu) **Administration** Zoubida Belgacem (48 57 57-32; zbelgacem@land.lu) **Mise-en-page** Pierre Greiveldinger (48 57 57-34; pgreiveldinger@land.lu) **Édition et rédaction** 59, rue Glesener L-1631 Luxembourg **Courrier** boîte postale 2083, L-1020 Luxembourg **Téléphone** 48 57 57-1 **Fax** 49 63 09 **E-mail** land@land.lu **Internet** www.land.lu **Publicité** Maison Moderne Media Sales 10, rue des Gaulois Luxembourg; boîte postale 728, L-2017 Luxembourg (27 17 27 27-32; francis.gasparotto@maisonmoderne.lu); **Impression offset** Imprimerie Saint-Paul **Prix par numéro** 4,00 € **Abonnement annuel** 140,00 € **Abonnement étudiant/e** 75,00 € **Comptes en banque** CCPLULL : IBAN LU59 1111 0000 5656 0000, BILLULL : IBAN LU29 0027 1003 6990 0000, BGLULL : IBAN LU32 0030 0431 7039 0000, BCEULL : IBAN LU30 0019 1000 2939 1000, CELULL : IBAN LU71 0141 7162 5000 0000, BLUXULL : IBAN LU59 0080 0484 9600 1003



Shakespeare, Verdi und das Orchestre Philharmonique du Luxembourg – das klingt doch nach großem Theater. Tatsächlich hat sich das Grand Théâtre mit *Macbeth* zum wiederholten Mal (nach *Il trovatore*, *Simon Boccanegra*, *Un ballo in maschera* und *La traviata*) eine Verdi Oper ins Haus geholt. Die Kooperation zwischen dem OPL und dem Opera Ballet Vlaanderen wurde dabei unter der Leitung von Gustavo Gimeno bereits im Juni Flandern aufgeführt und erhielt dabei positive Kritiken. Am 8., 10. und 12. November wird die Produktion nun in Luxemburg zu sehen sein. Das Szenario von Shakespeare über Macht, Gier und Intrigen (Inszenierung: Michael Thalheimer) ist dabei ein zeitloser Stoff, der nicht an Aktualität verloren hat (*theatres.lu*). ps

Musiques



Gier nach Anerkennung

Aufstieg, Fall und Wiedergeburt: Mit seiner dunklen Showbiz-Satire *Birdman* erzählte Alejandro González Iñárritu die Geschichte eines klassischen Helden. Der wahre Kunstgriff des Regisseurs lag jedoch darin, dass er mit seinem Film auch den letzten Akt im Künstlerepos seines Hauptdarstellers konstruierte. Michael Keaton, gefeierter Batman-Darsteller in den 90-er-Jahren, verschwand für ein Vierteljahrhundert in der Versenkung, bevor er mit *Birdman* sein preisgekröntes Comeback gab: *Birdman* war im wahrsten Sinne die Rolle seines Lebens (Foto: 20th Century Fox). Die Philharmonie bringt diesen Stoff in der Reihe *Ciné-Concert* nun erneut auf die Leinwand. Allerdings nicht ohne eigenen Kunstgriff: Antonio Sánchez, der Schöpfer des markanten Solo-Schlagzeug-Parts im Film, wird am Donnerstag, den 7. November, nach Luxemburg reisen, um beim *Ciné-Concert* an den Drums zu sitzen. (Karten: 25, 35 oder 45 Euro, Beginn: 20 Uhr, *philharmonie.lu*) ps



Musiques



Bang Bang an der Maultrommel

Tarantinorock – so bezeichnen Cari Cari (Foto: Band) ihren Sound. Tatsächlich könnte jeder Song des Debütalbums *Anaana* der Indieband aus einem Film des gefeierten Regisseurs stammen: Schwere Bluesgitarre mit viel *Reverb*, angehauchter Badewannen-Gesang, eine *Base drum* und manchmal eine Maultrommel – das war's. Dabei greift es zu kurz, die Musik von Cari Cari lediglich auf ihre *Coolness* zu reduzieren; das Songwriting ist schlicht, aber hervorragend. Zu sehen am Samstag, den 2. November, im Gudde Wëllen. ps



Ons Heemecht weisen

Firwat sollt een eigentlech Begreffer wéi Heemecht oder Identitéit de Rietsen iwwerloossen? Dës Fro dreift de Kënschtler Serge Tonnar scho laang un. Hien scheit net, dës vermeintlech konservativ Sujeten unzepaken a se no sengem Gusto op eng multikulturell Art nei ze deklinéieren. De nächste Freiden, den 8. November, kritt hie beim Fest vun der Heemecht am Atelier Ënnerstëtzung vun de Cojellicos Jangen an De Läb. ps

Luxemburgensia



Samuel Hamen,

Literaturwissenschaftler, Schriftsteller und freier Kulturredakteur des *Land* hat den Concours littéraire national für den Roman *I.L.E.* gewonnen. Der Preis ist mit 5 000 Euro dotiert und wird jährlich vom Kulturministerium in einer bestimmten Gattungsart vergeben. Jury-Präsident, Jérôme Jaminet, lobt „die souveräne und kreative Sprache“ sowie „den raffinierten Plot“ des Romans. Dem Autor gelinge es, literarisch anspruchsvoll zu unterhalten. Hamen selbst bezeichnet sein Werk als „leicht dystopischen Detektivroman“ ohne die allzu klassischen Muster des Genres. Im Zentrum steht ein Ermittler, der auf der Suche nach einem vermissten Jungen, auf ein mysteriöses Institut (I.L.E.) stößt. Hamen hat den unveröffentlichten Roman, (eine Bedingung, um am Wettbewerb teilzunehmen) im Sommer in der Schweiz in luxemburgischer Sprache verfasst. Wann und wo *I.L.E.* publiziert wird, ist noch unklar. In der Kategorie Junge Autoren wurde *La Quête* von Antoine Pöhl prämiert. Der Literaturpreis im kommenden Jahr wird im Bereich Lyrik vergeben. Bewerber können ihre Werke bis zum 9. Juni 2020 beim Kulturministerium einreichen. ps



Photographie



Ranger la ville

Au début du siècle, bien avant le succès mondial de la série *L'art du rangement* de Marie Kondo sur Netflix, l'actionniste et humoriste suisse Ursus Wehrli avait déjà allègrement moqué ses compatriotes et leur manie de vouloir contrôler le monde en le rangeant selon les couleurs ou les matériaux. Son projet *Die Kunst, aufzuräumen* (une barquette de frites, les lettres de l'alphabet dans une soupe) atteignait le summum de l'absurde avec la série de tableaux décomposés (les éléments d'une sculpture ou d'une nature morte). C'est à ces images-là que l'on pense en premier en voyant les cubes bien propres d'éléments disparates que Boris Loder photographie pour sa série *Particles*. En archéologue urbain attentif, Loder traverse la ville et collecte les débris qu'il trouve à différents endroits (devant le Mudam, dans le quartier chaud de la gare, devant une aire de jeux pour enfants...). Débris qu'il agence ensuite dans une forme cubique en plexiglas pour en faire une photo parfaitement éclairée, devenant une forme proprement sculpturale. Les *Particles* avaient été exposés dans le cadre du *Mois européen de la photographie* à Neimënster cet été (voir *d'Land* du 12.07.19), mais aussi au Centquatre à Paris ou dans l'espace public à Cologne. Le Kehrer Verlag de Berlin vient de publier un beau catalogue sur ce travail, en vente e.a. chez Fellner Art Books ou via le site *kehrerverlag.com* (photo : TPC). jh

Politique



Coûteuse dispersion

« La nécessité d'un [...] dépôt [national] est incontestable », répond la ministre de la Culture écolo Sam Tanson à une question parlementaire du libéral André Bauler s'enquérant où en est la réalisation du point numéro 33 du *Plan de développement culturel* (Kep) concernant justement un tel dépôt pour les musées nationaux. Actuellement, affirme la ministre, les collections du Mudam, du MNHA, du CNRA, du CNA et du Naturmusée sont dispersées dans des stockages à de multiples endroits, ce qui pose à la fois des problèmes de coût, de sécurité et de logistique. Les services du ministère et de l'administration des Bâtiments publics ont réalisé un inventaire avec les musées concernés et établi une estimation, qui en vient à un besoin de 30 500 mètres carrés. Des « concertations » seraient en cours « afin de déterminer un terrain/bâtiment correspondant aux dimensions exigées », conclut la ministre. Cela fait au moins vingt ans que le sujet du stockage des collections publiques est débattu, mais l'État continue à louer des hangars et autres halls inappropriés – comme c'est le cas pour les Archives nationales, qui viennent de connaître une nième catastrophe avec l'inondation du parking Saint-Esprit. Selon les informations du *Land*, la Halle des soufflantes (photo : sb) serait à l'étude pour un tel stockage ; certains rêvant même de le flanquer d'un *Schaulager* ouvert au public. jh



Arts plastiques



Cherche jeunes, urgent

Ce samedi, 2 novembre, s'ouvrira le *Salon 2019* du Cercle artistique au Tramsschapp à Limpertsberg, avec la proclamation, à 17 heures, du prix *Révélation* à un/e jeune de moins de 35 ans. Le *Prix Grand-Duc Adolphe* sera décerné en début de semaine prochaine. Le Cal, qui a fêté ses 125 ans d'existence l'année dernière, peine à se renouveler depuis des années, mais reste une importante vitrine pour les artistes autochtones, qui n'ont que peu d'attention institutionnelle par ailleurs. La tenue du *Salon* en parallèle à la foire Luxembourg Art Week a reboosté l'événement (photos de 2018 : TPC). jh



L'exposition épurée invite à un voyage vertigineux dans le temps long

Art contemporain

Technotemps

Marianne Brausch

Le jour de notre visite avec le commissaire de *If Then Else* et directeur artistique du Casino Luxembourg Kevin Muhlen, l'institution, coïncée entre les travaux du boulevard Roosevelt et du boulevard Royal jouait de malchance : la nouvelle enseigne *Zait Wuert*, composée de six écrans, côté Vallée de la Pétrusse, qui remplace le néon *Incaos* était en panne. Était aussi en panne l'œuvre qui ouvre l'exposition, dès le grand escalier qui mène au premier étage, *Pi*. Ces deux pièces ont été créées par les Belges Manuel Abendroth et Jérôme Decoq, artistes plasticiens associés depuis maintenant une vingtaine d'années sous le nom LAb(au) et re-joints récemment par la jeune Els Vermang. On espère qu'à la publication de cet article ou très vite, le matériel électronique sensible des ordinateurs de ces œuvres, sera à nouveau en ordre de marche, secoué comme le murs du Casino par des travaux urbains interminables, transformant l'institution en forteresse assiégée.

Pi résume d'entrée le travail de LAb(au) sur les signes (la sémantique) et les langages codés (la sémantique) mais en ce qui concerne la formalisation de l'œuvre, on n'a pu croire Kevin Muhlen que sur parole : elle se présente sous la forme des panneaux d'affichage mécaniques, avec le clic-clic caractéristique du changement d'annonce des horaires dans les aéroports et les gares, au fil des heures d'arrivée et de départ des avions et des trains. Sauf que les annonces ici seraient aléatoires, à regarder « à la manière d'un cadavre exquis visuel », dixit Kevin Muhlen.

La traduction française du titre *If Then Else* – « si – alors – sinon » –, décrit plutôt bien le malheureux accident arrivé à ces deux pièces importantes. L'ironie de l'histoire étant que les visiteurs qui entrent par la rue Notre-Dame, passent désormais sous la bannière au nouveau graphisme qui symbolise l'institution ouverte.

Mais le hasard, le facteur chance, fait aussi partie du travail de LAb(au), comme le permet de le visualiser très concrètement la pièce centrale installée au premier étage, au débouché

L'époque actuelle a réduit le temps à l'instant. LAb(au) se glisse dans les interstices du hasard au Casino Luxembourg

Films made in Luxembourg



Marc Trappendreher

Er ist recht attraktiv und ein wenig mysteriös, dieser Joakim (Maarten Heijmans), mit dem Lara (Peri Baumeister) erst kürzlich eine Affäre begonnen hat. Ihre Beziehung mit dem Polizisten Toni (Jules Werner) gehört nun der Vergangenheit an. Joakim lebt als Taxifahrer, bis er seinen Kampfkunstclub eröffnen kann. Lara arbeitet in einem Waisenhaus. Die Kinder lieben sie, und sie gibt alles für die Kinder. Wenn sie sich in letzter Zeit Sorgen gemacht hat, liegt das daran, dass eine ihrer ehemaligen Bewohnerinnen, Sarah, verschwunden ist. Dann hebt der Fund einer Leiche im Péitruss-Tal der Stadt Luxemburg ihr Leben aus den Angeln. Die Ereignisse rufen nicht nur Toni wieder auf den Plan, sondern bringen auch Laras Bild von Joakim ins Wanken...

Max Jacoby (*Dust*, 2009) übernahm bei *Péitruss* die Regie und das Drehbuch. Der Krimi wurde

bereits Frühling beim 9. Luxembourg City Film Festival in Vorpremiere gezeigt und läuft derzeit in den Kinos. Die Geschichte des Yorkshire Ripper, ein Mann namens Peter Sutcliffe, der zwischen 1975 und 1980 mindestens dreizehn Frauen getötet hat, diente dem Filmemacher als Ausgangspunkt. Eine der wesentlichen filmhistorischen Bezugsquellen von *Péitruss* ist dabei der Film Noir, in dessen Tradition er sich stellt. Mit dem Begriff Film Noir ist jene Strömung innerhalb des amerikanischen Films der 40er und 50er-Jahre gemeint, die ästhetisch anspruchsvolle, düstere Kriminalfilme hervorbrachte. Für diese Filme sind nicht nur die moralisch ambivalenten und zwielichtigen Helden konstitutiv, sondern auch ein ganz prägnanter visueller Stil, der mit der sogenannten *low-key*-Beleuchtung harte Licht-Schatten-Kontraste generierte. Als Ausdruck einer amerikanischen Nachkriegsge-

seellschaft spiegelten diese Filme den Realitätsverlust einer Generation von Kriegsheimkehrern, die sich in ihrer Heimat entwurzelt fühlten. Obwohl sich das Ende dieser klassischen Phase des Film Noir mit Orson Welles' *Touch of Evil* recht präzise auf das Jahr 1958 datieren lässt, war der Einfluss dieser filmästhetischen Bewegung gewichtig, die sich dann unter dem Begriff Neo-Noir bis heute und weit über den amerikanischen Film hinaus fortsetzte.

ELab(au) donne avec *Good Luck*, une chance augmentée puissance X aux visiteurs de trouver le porte-bonheur car ce *tripholium trepens*-ci est un trèfle OGM. Ce concept va se vérifier par la suite dans toute l'exposition, comme c'est aussi le cas avec la compression temporelle de l'ère technologique dans laquelle nous vivons. Manuel Abendroth, Jérôme Decoq et Els Vermang utilisent uniquement le binôme « zéro un », base exclusive de tous les algorithmes de programmation informatique, illustrée par des variations dont leur talent de plasticiens offre une déclinaison quasi vertigineuse.

If Then Else ne se traverse pas au pas de charge, satisfaisant un plaisir esthétique facile. Il faut prendre son temps (a contrario du temps réduit de l'époque), pour comprendre et apprécier les démonstrations du trio, sur la géométrie – ils sont aussi architectes comme le terme « construction » en allemand le révèle dans l'appellation LAb(au) –, la couleur (sans elle, pas d'art de la peinture et au fil de l'histoire de l'art, du support qu'est la toile blanche jusqu'à sa réduction à l'état pur dans les monochromes d'un Yves Klein ou d'un Rothko), le mouvement (comme l'art cinétique dont Vasarely, en train d'être redécouvert, joua dans les années 1970) et enfin, la lumière (sans le spectre lumineux rouge jaune bleu RGB – on dira le soleil pour imaginer notre propos – pas de vie sur terre et sans lumière artificielle, la ville la nuit serait éteinte... comme donc l'accidentelle extinction de la nouvelle enseigne du Casino Luxembourg).

Mais on peut s'en faire une idée en petit format dans l'exposition avec XXXXXXXXXXXX, dont les douze cases combinent les 26 lettres de l'alphabet. Le mot « Casino » fait partie des probabilités qui pourraient apparaître devant les yeux d'un visiteur patient. LAb(au) a déjà utilisé le procédé à Charleroi au sommet du Quai 10 et de La Vigie, l'installation alphanumérique composant par exemple « Flétries, Mafiosos ou encore Pingouins ».

Le public à qui le concept de réduction du hasard et la compression du temps devrait parler le plus facilement est la génération Y, les jeunes, voire les très jeunes adolescents, bibe-ronnés aux *smartphones* et pour lesquels la communication instantanée sur les réseaux sociaux est l'évidence même. Ainsi de la pièce *Modern Times* : un décalage horaire va se produire, c'est mécanique, à un moment donné, entre l'heure qu'affiche l'horloge à rouages et le cadran digital, réglé par ordinateur sur le temps atomique.

sellshaft spiegelten diese Filme den Realitätsverlust einer Generation von Kriegsheimkehrern, die sich in ihrer Heimat entwurzelt fühlten. Obwohl sich das Ende dieser klassischen Phase des Film Noir mit Orson Welles' *Touch of Evil* recht präzise auf das Jahr 1958 datieren lässt, war der Einfluss dieser filmästhetischen Bewegung gewichtig, die sich dann unter dem Begriff Neo-Noir bis heute und weit über den amerikanischen Film hinaus fortsetzte.

Eingedenk dessen – freilich mit Bedacht auf manche Einschränkungen – weist einiges darauf hin, *Péitruss* als einen solchen Vertreter des Neo-Noirs zu deuten. Allerdings: Anstatt seinen männlichen Polizisten als Hauptfigur ermitteln zu lassen, rückt Jacoby eine Frau ins Zentrum des Films, die das Verbrechen und dessen Aufdeckung als Beobachterin erlebt. Über sie bindet Jacoby den Zuschauer an das Geschehen, lässt ihn immer wieder ihren Standpunkt einnehmen und sich in ihre Lage versetzen und fordert so implizit zur Stellungnahme auf. Denn in *Péitruss* kommt, neben der pessimistisch-humanistischen Botschaft, eine Auseinandersetzung mit moralischen Fragen zum Ausdruck. Wie auch in *Dust* tritt hier ein Fremder auf, dringt in Laras Leben ein und wird zum Störfaktor einer geordneten Existenz, die allmählich hinterfragt werden muss. Dieser Joakim ist ausdrücklich als Antiheld charakterisiert. Als entwurzelter Protagonist ist er eine solche Noir-Figur, und die Frau ist für ihn gewiss nicht der Rettungsanker, den er sich erhofft. Der Held ist selbst Täter und wird von seiner Vergangenheit eingeholt. Er trägt Schuld, mit der er sich auseinandersetzen muss. Ist es berechtigt mit ihm mitzufühlen? Jacoby steigert so die innere Spannung – repetitiv werden dann auch mittels der alternierenden Mon-

Max Jacobys Péitruss kann man als Versuch lesen, mittels eines finsternen, pessimistischen Kriminalfilms ein Noir-Kino auch in Luxemburg zu etablieren

tage Bilder des Liebesaktes und den Übungen zur Selbstverteidigung verknüpft. Leidenschaft und Gewalt liegen hier sehr nah beieinander.

Nach *Doudege Winkel* (Christophe Wagner, 2012) knüpft die Produktionsgesellschaft Samsa Film mit *Péitruss* also noch einmal an den Kriminalfilm an. Doch wo in Letzterem noch in ganz klassischer Manier das Aufklären eines Mordes im Zentrum der Handlung stand, da schreitet *Péitruss* stärker ins Feld des psychologischen Thrillers, indem er die Liebesbeziehung zwischen Lara und Joakim fokussiert, die nach und nach aus den Fugen gerät. Regisseur Max Jacoby ist

freilich nicht bestrebt, alle Fragen zu beantworten. Dafür sprechen allein schon die narrativen Verschachtelungen, die komplexe Erzählung und deren Charaktere. Vielmehr geht es ihm um den Erfahrungsraum der Protagonistin, die desorientiert und machtlos ist angesichts einer intransparent gewordenen Welt in der sie ihre Illusionen zugunsten eines skeptischen Welt- und Menschenbilds aufgeben muss. Die Täter-Opferkonstellation verschiebt sich in diesem Film und zielt bewusst darauf, den Zuschauer in diesem Spiel von vorgetäuschten und ungeklärten Identitäten ebenso zum Wirklichkeitsverlust zu bringen. Was stimmt und was stimmt nicht? Wer lügt? Wem soll man glauben? Von wem geht die Aggression aus? Jacoby will den Zuschauer um diese Fragen herumkreisen lassen. Gewalt wird kaum gezeigt, dafür aber viel eher suggeriert. Jacoby lässt seine Heldin in dieser Welt schließlich triumphieren, weil sie sich angepasst hat, nicht weil sie dem Schema Gut-gegen-Böse entsprechend siegen „muss“. Es ist sicherlich nicht die beste der Beziehungen, die die Heldin des Films führt, aber sie findet eine Stabilität in diesem Wirklichkeitsverlust, der um sie greift. Nicht viel mag das sein, aber es scheint, als wäre es doch genug für die Heldin und das Glück, das sie vermittelt.

Stilistisch wird auch hier versucht eine unheimliche Atmosphäre aufzubauen, so gibt es ein festes Farbschema, das vor allem die Farbe Rot gewichtet und sie gegen dunkel ausgeleuchtete Räume stellt. Kameramann Tibor Dingelstad fängt die luxemburgische Hauptstadt in einem Wechselspiel zwischen Tag- und Nachtszenen ein, zeigt sonnen-durchflutete Parks und regennasse Straßen. Auf der Tonebene dominiert ein Soundtrack von David Sinclair, der den kalten und desolaten Zustand seiner Figuren auditiv erfahrbar machen will.

Art contemporain

Distorsions

josée hansen

Un escargot en bonne santé et de poids normal a besoin de huit minutes pour grimper le long d'un archet ; *L'élégie pour alto seul* (1944) d'Igor Stravinsky dure, selon le musicien qui l'interprète, entre cinq minutes trente et six minutes. Comment le musicien, qui a une mémoire corporelle précise du poids de son archet et de la modulation de son énergie pour jouer le morceau, doit-il s'adapter lorsqu'un escargot grimpe le long de son archet ? Le petit film *If and Only If* de 2018, qu'Anri Sala montre en dernière œuvre de son exposition monographique actuellement au Mudam, est projeté discrètement sur une télévision montée sur socle, dans la « salle Couturier ». Il se veut « comme le point à la fin d'une phrase », dit l'artiste, comme un résumé de ce qui précède. Réduit à cette taille humaine (alors qu'à d'autres occasions, le film a déjà été montré en beaucoup plus grand), il concentre notre attention sur le musicien, son application à ne pas écraser l'escargot entre l'archet et l'instrument, son émotion en jouant cette élégie. L'œuvre rappelle singulièrement le travail de Su-Mei Tse – par exemple *Das wohltemperierte Klavier* (2001) montrant une pianiste qui joue avec des attelles aux doigts. Et c'est un condensé des thèmes chers à Anri Sala : la musique comme langage, la poésie, le temps, l'histoire culturelle et les imprévus obligeant l'homme à s'adapter, à changer de trajectoire. Ce n'est pas pour rien que l'exposition s'appelle *Le temps coudé*, qui présente un coude, un virage.

« Je suis quelqu'un qui produit sa propre continuité à travers des ruptures », expliqua l'artiste lors d'un entretien public avec la directrice du Mudam et commissaire de l'exposition Suzanne Cotter, le 20 octobre au musée. Les ruptures dans sa biographie n'étaient pas toujours choisies. Né en 1974 à Tirana en Albanie, sous la dictature communiste d'Enver Hoxha, Anri Sala devait opter pour une orientation professionnelle dès l'âge de quatorze ans. Il se décida alors pour l'art « parce qu'un ami et important mentor m'avait suggéré que c'était un des domaines qui vous accordait le plus de libertés dans une société très encadrée » (*Monopol Magazin*, 26.10.19). Sala se spécialise dans la peinture à fresques, qui demande du temps, de la continuité et de l'application. Quand la dictature tombe, à la fin des années 1990, il ne comprend d'abord pas que ses collègues choisissent soudain d'autres modes d'expression, très occidentales : « Tout changeait si vite avec le régime, que moi, je voulais d'abord continuer à faire la même chose. » Son travail de fin d'études à Tirana pourtant fut un film, son premier : Dans *Intervista* (1998), il confronte sa mère avec de vieilles images vidéo d'une interview d'elle qu'il avait retrouvée – sans bande-son. Sala travaille alors avec des interprètes spécialisés dans la lecture labiale et rapporte à sa mère ce qu'elle dit vraiment dans le film. Elle n'en revient pas qu'elle ait pu parler cette langue de bois, proférer la propagande du régime. Sala ne condamne pas sa mère, mais sait désormais la trahison du langage. Ce sera son premier et dernier film avec du langage. À partir de là, il en gardera les questions de syntaxe et de structure, mais pas les mots – remplacés par des notes.

Anri Sala est un homme très discret et attentif, s'exprime méticuleusement en plusieurs langues. Depuis la fin des années 1990, les virages de sa vie l'ont amené en France, où il a fait les arts décoratifs à Paris, puis l'apprentissage de l'art vidéo au très réputé Studio Le Fresnoy à Tourcoing. Aujourd'hui, il vit et travaille essentiellement à Berlin et ce n'est pas un hasard qu'il représenta la France à la biennale de Venise de 2013 – l'année où la France et l'Allemagne s'échangèrent les pavillons. Anri Sala cherche toujours un moyen poétique et abstrait pour parler des différences culturelles et d'universalité, d'humanisme et de confrontations. Ainsi, une des installations immersives au Mudam, la très grande double projection *Take Over* (2017) confronte *La Marseillaise* (1792) et *L'Internationale* (1871/88), deux hymnes immédiatement reconnaissables pour leur charge symbolique révolutionnaire, joués ici par un *Disklavier* (piano programmé) – sur lequel un pianiste tente de prendre le contrôle. Les dissonances qui s'ensuivent rappellent celles, politiques, que les deux révolutions ont entraîné depuis. Les plans rapprochés des mains et des touches, des coudes et du corps du pianiste sont d'une grande beauté. Projetées sur deux écrans courbes de plusieurs dizaine de mètres de large, les images happent le spectateur, comme hypnotisé par le son et l'image.

Le même effet extraordinaire se produit au pavillon du Mudam : là où, à l'ère des réseaux sociaux et de l'autopromotion, les spectateurs ne passent d'habitude que quelques secondes dans une salle, histoire de faire un *selfie*, puis repartent, ils s'attardent longtemps dans cette autre grande installation immersive de l'exposition : *The Last Resort* (2017) initialement créée pour une exposition à Sydney en

Anri Sala habite majestueusement l'espace-temps au Mudam, avec une grande exposition monographique qui enchante les spectateurs

Australie, est une installation de 38 caisses claires suspendues du plafond comme des chauve-souris et dont les baguettes se mettent en branle toutes seules, au son du *Concerto pour clarinette* (1791) de Mozart. Le tempo du concerto a été adapté en fonction du vent telle que décrit lors d'un voyage entre l'Europe et l'Australie au XIX^e siècle. « Je ne cherche jamais à convaincre », insiste Sala. Tous ces multiples niveaux de lecture sont accessibles pour celui

qui veut pousser sa compréhension de l'œuvre aussi loin que l'artiste – par exemple dans les textes très érudits du philosophe et musicologue Peter Szendy publiés dans le catalogue –, mais on peut aussi juste apprécier l'ambiance contemplative qui règne au Mudam. Sala ne fait pas de hiérarchie entre les visiteurs, comme il a contribué à abolir les hiérarchies lors du réaménagement de la place centrale Skanderbeg à Tirana, avec le bureau belge 51N4E : les bâtiments monumentaux de l'époque communiste semblent apaisés par une végétation conséquente dans les rues adjacentes et l'eau qui s'écoule des pierres naturelles comme après un orage. Ici aussi, un élément parasite le cours des choses, demande aux citoyens de s'adapter. Les distorsions dans l'espace-temps et la capacité d'adaptation individuelle sont le méta-thème de l'art universel d'Anri Sala.

L'exposition *Le temps coudé* d'Anri Sala dure jusqu'au 5 janvier 2020 au Mudam au Kirchberg ; informations sous mudam.lu. À l'occasion de l'exposition paraît un catalogue intitulé *Coudées. Quatre variations sur Anri Sala*, avec quatre essais de Peter Szendy, en coédition avec Mousse Publishing ; 22 euros ; ISBN 978-88-6749-386-9.



Anri Sala (devant une image de sa mère) en discussion avec Suzanne Cotter au Mudam ; *The Last Resort* au pavillon du Mudam ; la projection de *Take Over* ; l'aménagement de la place Skanderbeg à Tirana (de haut en bas)

Street art

On y était, presque



L'exposition fut éphémère et le public ne pouvait pas traverser le site

Godfrey Gordet

Les 18, 19 et 20 octobre derniers se tenait l'expo *Schmelz*, au cœur de l'ancienne usine Arbed d'Esch-Schifflange. Un projet d'art urbain créé par les artistes luxembourgeois Stick et Spike pour donner, un dernier souffle de vie au site industriel avant sa destruction prochaine. 124 fresques de trois à douze mètres de haut et quatre à quarante mètres de large, ont été disséminées sur les 62 hectares disponibles, néanmoins sans qu'elles soient accessibles au public...

Schmelz est ainsi d'une frustration ultime. Plus de cent œuvres originales ont été réalisées sur place pour l'occasion et seule une poignée est réellement « palpable » à l'entrée du site. Pour le reste, on nous offre royalement accès à un couloir, où s'affiche en enfilade des photos des peintures, quelques « croquis » et des versions miniatures de ce qu'on aurait aimé voir en grand dehors. On comprend bien les impératifs d'une telle boutique à fermer ses espaces dits « dangereux », mais quitte à développer un projet artistique là-dedans, il s'agit de travailler aussi avec les contraintes du lieu, pour que l'artiste puisse s'y « libérer », mais aussi pour que le public puisse y voir ce que l'artiste a voulu « libérer ». Et c'est bien dommage, car dans ce couloir sombre, à moitié délabré, bien que le lieu profite d'une ambiance particulière, on n'y voit malheureusement pas grand chose. En fait, ce ne sont que quelques miettes qu'on nous offre à bequeter face à l'ampleur du projet.

Pourtant, sur le papier, l'initiative est géniale, voire essentielle. On pense instantanément à ces événements majeurs du genre – dans le coin – que sont la biennale *Urban Art* de Völklingen, qui nous fait chavirer à chaque fois, ou encore, dans une moindre mesure, le *Kufas Urban Art Festival*, de plus en plus attirant chaque année. *Schmelz* aurait pu connaître le même genre de direction. À savoir, cette dimension « XXL » – comme annoncé – de l'art urbain en friche. Et c'est en effet là, quelque part, mais on ne le voit pas. Dans ce dernier hommage à l'Arbed, qui a, des années durant, nourri le pays, et aujourd'hui disparu, rayé de la carte d'une économie qui prend d'autres raccourcis, on aurait aimé voir là plus d'incisive, les éléments d'une pratique qui, de base, se veut « contestataire » ou, au mieux, se vit in situ.

L'étonnement est encore plus grand quand on sait que Stick et Spike n'en sont pas à leur coup d'essai. 25 ans qu'on les voit évoluer au Luxembourg et hors des frontières sur la scène *street art*, avec zèle et ambitions. Ce n'est d'ailleurs pas leur première collaboration – Stick et Spike ont travaillé par le passé, entre autres, dans l'ancienne laiterie Luxlait à Merl ou dans la brasserie Henri-Funck à Neudorf –, mais ce projet est de loin le plus important, tant dans la taille de l'espace investi que dans la dualité et la complexité que le lieu leur offre. Ce dernier point est heureusement vite visible. Dès l'entrée, où, sous le pont tenant la banderole « l'environnement nous concerne tous », l'échange artistique des deux artistes est d'office présent. Chacun des deux artistes a investi l'un des flancs du pont, pour réaliser une flèche stylisée, invitant les spectateurs à entrer dans l'usine, qu'ils ont faite leur. Ce « peu » qu'on nous donne, gage déjà d'une ambition de travail en commun et non d'une initiative ego-artistique. L'individualité est ainsi apparemment mise de côté pour laisser la place à une cohérence dans la cohésion des deux personnalités et styles artistiques qu'ils transportent chacun d'eux.

Stick et Spike posent ainsi graffitis, fresques, tags et autres nidifications artistiques, pour habiter à nouveau ce lieu et lui rendre la grandeur d'antan. Et si on ne voit malheureusement rien en vrai, on peut finalement, à défaut de le voir, le « lire », au fil des pages d'un livre « catalogue », édité pour l'occasion et baptisé *Schmelz*, bientôt unique trace de cette expo' qui disparaîtra avec l'usine. Aussi, toute sévérité gardée, *Schmelz* est un beau projet, une exposition qui en tout cas, pose clairement une question essentielle : « L'art peut-il exister sans public ? ». Rapidement et sans pouvoir développer, juste dans un postulat purement spectatorial : « Non ! », pas là en tout cas.

Le livre *Schmelz* de Spike et Stick est paru en autoédition, fait 224 pages et est en vente à cinquante euros.

Art et paysage (1)



L’Arc majeur, l’automobiliste le découvre, passe en-dessous

Lucien Kayser

En l’occurrence, il ne peut être question d’une histoire belge. Histoire française plutôt, et c’est bien en Belgique justement que l’Arc majeur de Bernar Venet a été inauguré la semaine passée, projet né dans les années 80 en France. Le soutien de Jack Lang n’avait servi à rien, passé de Bourgogne en Lorraine, se rapprochant donc déjà d’une autoroute voisine du Grand-duché, l’Arc majeur se heurtait à des résistances locales, ne put être réalisé. Jusqu’au jour où le président Bernard Serin, il l’est aussi du FC Metz et l’aurait volontiers voulu dans les parages, avec son autre casquette, de président de la société John Cockerill, emporta le projet en Wallonie. Une trentaine d’années sans résultat en France, il se fit en moins de deux ans à mi-chemin entre Luxembourg et Bruxelles, à la frontière de deux provinces belges, sur l’autoroute E411.

Deux arcs sont fichés de chaque côté, l’un mon tant à soixante mètres de hauteur, d’un poids total de 200

Quelque 200 tonnes montent des deux côtés de l’autoroute belge E411 pour l’Arc majeur de Bernar Venet

tonnes d’acier Corten, sans oublier les mille mètres cube de béton mis en œuvre. Au bout, un arc de 205,5° qui donne l’impression de passer sous l’auto-oute. La prouesse, après l’invention, au sens d’idée, d’imagination, de Bernar Venet, est bien sûr d’ordre technique, travail d’ingénieurs, d’ouvriers spécia-

lisés. Et il a fallu commencer par trouver la bonne portion d’autoroute, alors qu’on sait que la plupart du temps en Belgique se dresse au milieu comme un mur de lampadaires. Là, près de Lavaux-Sainte-Anne, il n’y en a pas sur une longue distance, et le regard se porte au loin. L’Arc majeur, l’automobiliste le découvre, passe en-dessous.

Peu de temps avant, un panneau (comme il y en a tant tantant plus ou moins poétiquement les avantages de la région) a suggéré, dans le pays de la Lesse, près des grottes de Han, un voyage au ventre de la terre. Le passage des arcs, sur l’autoroute, n’est pas souterrain, lui ; l’automobiliste continue à filer, et l’on ne dira pas que l’Arc majeur a valeur symbolique, c’est étranger à l’œuvre entier de Bernar Venet. Cette courbe est quand même un peu comme des bras ouverts, qui se portent dans le ciel.

L’Arc majeur est, d’un bout à l’autre, une réalisation titanesque. Un exemple suffit à en donner l’idée : l’utilisation d’une grue de 750 tonnes, pas moins, le plus grande d’Europe qui soit transportable, et il a fallu neuf camions pour l’acheminer sur place, ses éléments qui y ont été assemblés. Comme il a fallu fermer complètement l’autoroute pendant 36 heures pour installer les quatre morceaux d’arcs, un seul d’un côté, trois de l’autre qui se dressent très haut.

Certes, on est dans la démesure, mais le paradoxe souligné par Jacques Henric, dès 1986, dans un numéro d’Artpress présentant le projet, se vérifie dans les faits, dans la réalité : « Voilà le signe... le plus grandiose dans ses dimensions et le moins grandiloquent, le moins ostentatoire dans ses formes et ses proportions, qu’un sculpteur ait jamais non pas délicatement, non pas dévotement déposé sur notre terre-mère, mais avec lequel il ait violemment embroché, en pleine couenne, la grosse poche originelle. »

Pour reprendre l’image, c’est du land art bien sûr, davantage du land piercing, d’une modification du paysage qui d’un coup s’acoquine avec l’art. Autre moyen, autre modification possible, le tatouage, au départ mode de marquage, d’identification. On verra dans un deuxième temps ce qu’il en est quand des artistes à son tour le transfèrent de la peau, du corps, au paysage.

Théâtre

La vérité est dans l’imaginaire

Godfrey Gordet

L’absurde chez Ionesco est un lieu commun. Un exemple du genre, implanté dans les programmes enseignés à l’école, pourtant, très largement vulgarisé. Car, le théâtre du dramaturge franco-roumain est bien plus complexe : il est irréel, irrationnel, insensé, voire non sensé. En lui, on retrouve une observation amère des relations humaines, où se logent l’impossibilité de dire et de se taire. Chez Ionesco, deux idées contradictoires peuvent coexister et hors de toute logique, le langage est le premier objet d’incompréhension. C’est cet « à quoi bon » qui en ressort – quelque chose qui l’a rongé toute sa vie durant – qu’Eugène Ionesco prend pour ligne directrice de ses pièces. Aussi, si d’abord on rit des textes du dramaturge, très vite le drame humain nous fige les lèvres en un rictus malsain. Et dans ce Ionesco Suite, le metteur en scène Emmanuel Demarcy-Mota réussit franchement à montrer cette part obscure de l’univers Ionescien.

Monument du théâtre français, logé en son Panthéon au Théâtre de la Huchette, dans la rue du même nom à Paris où chaque soir on entend ses textes, Eugène Ionesco est incontestablement l’un des révolutionnaires de l’art dramatique. Aussi, on décrit l’auteur franco-roumain comme chef de fil du théâtre de l’absurde, pourtant contre sa propre volonté. Ionesco ayant toujours contesté le terme « absurde » pour qualifier son théâtre, les spécialistes s’accordent aujourd’hui à le dire « insolite ». Des préoccupations d’universitaires, de la masturbation intellectuelle pour les autres, ce qui est certain, c’est que pour Ionesco, le monde est étrange. Ce monde dont il ne comprend pas les règles, le sens et devant lequel il se sent étranger.

Ionesco nous fait entrer pleinement dans son univers de par la maîtrise d’un style qui pousse à rendre étrange ce qui relève de l’évidence. Il s’agit de restituer cette forme d’insolite. À l’image de La Cantatrice chauve, manuel de conversation franco-anglaise, exemple même du genre, où, comme le dit le personnage du Pompier comme voix intérieure à Ionesco, « Écoutez, c’est vrai... tout ça c’est très subjectif... mais ça c’est ma conception du monde. Mon rêve. Mon idéal... ». D’ailleurs, en trouvant son titre au hasard des répétitions de la Cantatrice chauve, Ionesco suggère que le langage est un énorme lapsus, tout y est toujours quiproquo, les paroles échangées échappent aux conversationneurs, le langage devient une méprise permanente et source de dispute comme dans toutes les pièces de Ionesco.

Mais en fait, si on y pense, c’est le monde ça, la vie de tous les jours. Et Demarcy-Mota, l’a bien compris. Il s’agit chez Ionesco de déceler l’extraordinaire dans la rigidité des comportements. Ces personnages marionnettes d’un texte incohérent montrent le spectacle du monde aussi étrange soit-il, pour Ionesco autant que pour les spectateurs.

C’est une satire des comportements convenus dont il est question, mais aussi des automatismes de la pensée qui effraient le dramaturge. Ces angoisses sont palpables

Et dans ce Ionesco Suite, le metteur en scène Emmanuel Demarcy-Mota réussit franchement à montrer cette part obscure de l’univers Ionescien

dans Ionesco Suite, qui révèle l’inintelligence de personnages affrétés d’ordinaire montrant par l’absurde – ou l’insolite, pour les puristes – le non-sens du monde.

Justification plausible, dans cette « suite », on picole vigoureusement. Cette ivresse donne la manière aux personnages pour appréhender le monde, s’extasiant dans leur beuverie, du banal. Parce que chez Ionesco, le monde est en suspension, comme vu par, non pas des fous, mais des personnages en trip permanent. Tout est fait pour questionner sur ce que nous comprenons du réel et si nous sommes tous d’accord avec ce que nous comprenons ? Et si l’absurde fait partie de l’existence, donc du réel, Ionesco n’est pas un auteur de théâtre mais un philosophe qui a choisi le théâtre comme canal de discussion.



Ces personnages marionnettes montrent le spectacle du monde, aussi étrange soit-il

Cinémasteak

Supertramp

Un clochard devenu star au pays des capitalistes, voilà l’un des beaux paradoxes que peut offrir le cinéma populaire américain. Quel étrange destin fut en effet celui de Charlie Chaplin (1889-1977), mondialement connu pour son rôle de Charlot. Pour donner naissance à cet illustre personnage, l’acteur s’est inspiré de son enfance londonienne, période de misère au cours de laquelle le gamin des rues dut apprendre à gagner son pain par ses propres moyens. Dans une Angleterre victorienne alors en pleine mutation industrielle, ses premières prestations de pantomime dans des spectacles de music-hall relèvent de la survie. Son talent ne s’imposera aux États-Unis qu’au début des années 1910, une fois repéré par le studio Keystone lors des folles tournées de la troupe de l’impresario Fred Karno.

City Lights de Charles Chaplin découvre la relation secrète, et pour ainsi dire scandaleuse, qui existe entre pauvreté et beauté

À cette époque, la mode était alors au brigand-gentleman : Fantômas, comme le dandy Max Linder dont Chaplin reprend l’aspect dans son tout premier court-métrage (Making a living, 1914), tiennent le haut de l’affiche. Ce n’est qu’en 1914, dans Kid Auto Races at Venice, Cal.), que Charlot fait son apparition sur les écrans, affublé d’attributs placés sous le signe de la contradiction. « Je voulais que tout soit une contradiction, note Chaplin dans ses mémoires : le pantalon ample, la veste étriquée, le chapeau étroit et les chaussures larges... J’ai ajouté une petite moustache qui, selon moi, me vieillirait sans affecter mon expression ». Nos deux élégants encanaillés n’avaient qu’à bien se tenir ; l’avenir du burlesque et de la comédie populaire revêtira désormais les haillons d’un clochard pas encore céleste. Sur la route de Kerouac allait déjà notre célèbre vagabond, face tournée vers l’horizon. Une scène aujourd’hui iconique que s’approprieront, en guise de fin ouverte, les plus grands cinéastes, des Bas-fonds (1936) de Jean Renoir à Uccellacci e uccellini (1966) de Pier Paolo Pasolini. Errer, ne signifie pas être dans l’erreur.

Pas étonnant, donc, que Chaplin ait toujours restitué dans ses premiers films muets la réalité américaine selon un point de vue inférieur (sans connotation négative) – celui du pauvre banni, de l’immigré, ou encore de l’enfant, figure affective immortalisée dans The Kid (1921). Le monde des grattes-ciel y est perçu depuis un trottoir, humble tribune d’où se lève une critique impitoyablement lucide du mode de production capitaliste. Un regard d’autant plus acerbe sur les injustices et l’hypocrisie sociales que l’on avait recours, pour l’exprimer, au langage visuel et silencieux du corps.

Programmé le samedi 2 novembre par la Cinémathèque de Luxembourg, City Lights (1931) en constitue un bon exemple. Conçu au moment même où s’effondrait le système boursier, le film découvre la relation secrète, et pour ainsi dire scandaleuse, qui existe entre pauvreté et beauté (la fleuriste aveugle), entre privations et liberté (Charlot). Liberté de ton, où l’on peut rire des édiles et de la bourgeoisie locale à l’aide d’un monument érigé à la « Paix et à la Prospérité ». Mais aussi bien liberté d’invention poétique, dans laquelle tout objet peut se voir détourner de ses fonctions premières. Ainsi l’homme de terre, disponible et somnambulique, est-il paradoxalement un être privilégié, un sage qui sait user du temps pour se montrer attentif à son environnement. Avec son corps souple de gymnaste, et son esprit dépourvu de préjugés qui traverse tous les milieux sociaux, le vagabond est peut-être la figure sociale par excellence. Les lueurs de la ville sont ses astres bienveillants, les seuls amis sur lesquels il peut compter. Loïc Millot

City Lights de Charles Chaplin (1931, USA, 87mn) est projeté le samedi 2 novembre à 21h30, Cinémathèque de la Ville de Luxembourg, place du Théâtre.

Chez Demarcy-Mota, le théâtre de Ionesco a toute cette dimension et prend même des ressorts bien plus obscurs. Comme dans l’extrait de La Leçon, où l’on perçoit le théâtre de Ionesco comme plein de violence. Chose qui devient évidente dans l’interprétation de Demarcy-Mota, alors qu’on parle ici de viol, de meurtre, et que le personnage en fin de scène s’exclame d’un brutal « Salope ! ».

Dans cette logique, Ionesco Suite finit en apothéose de la perte de sens. Les esprits perdent leur syntaxe, les mots mêmes perdent leurs sons, on visite un asile de fou où la langue du théâtre jubile pourtant des jongles vocaux des comédiens. D’ailleurs, l’essence même de cette pièce pourrait remettre en question la condition du comédien soumis au texte et là, en l’occurrence, face à un texte que le public ne comprendra juste qu’en admettant la prose théâtrale du dramaturge. Les personnages sont fous, volontairement et l’acteur qui palpe cette folie, peut-il en réchapper ?

Ionesco disait qu’une œuvre ne délivre aucun message mais n’est « qu’affectivité et connaissance des choses par le cœur » (Entre la vie et le rêve – Entretiens avec Claude Bonnefoy), et pourtant, toutes les réponses sont là, limpides, glissées dans ses pièces. Et dans son interprétation plutôt sombre de tout cela, Demarcy-Mota, fidèle à l’auteur, donne bien là une vision critique du conformisme, et d’une certaine bourgeoisie universelle – dépeinte par le dramaturge – qui se goinfre et se maquette de pièces montées, s’enivre et se trempe de champagne, s’encanaille et se passionne du peu qui peut bousculer leur vie. Tout cela est finalement d’une puissance assez moderne, ou plutôt intemporelle.

Et finalement, au vu des mines souriantes, lors des applaudissements, le succès resenti semble partagé. La troupe du Théâtre de la Ville de Paris a largement conquis le public des Théâtres de la Ville de Luxembourg. Et même si Ionesco était homme à jouer sur les mots autant que sur les étiquettes qu’on lui collait, Demarcy-Mota et la troupe du Théâtre de la Ville de Paris, s’emparent de bon droit les paroles du maître, pour lui rendre un hommage vibrant d’absurdité, d’étrange et d’insolite.

Ionesco Suite, d’après Jacques ou la soumission, Délire à deux, La Cantatrice chauve, Exercices de conversation et de diction française pour étudiants américains, La Leçon d’Eugène Ionesco, concept et mise en scène : Emmanuel Demarcy-Mota, assisté de Christophe Lemaire ; scénographie et lumière : Yves Collet ; musique : Jefferson Lembeye et Walter N’Guyen ; costumes Fanny Brouste ; avec Charles-Roger Bour, Céline Carrère, Jauris Casanova, Sandra Faure, Stéphane Krähenbühl, Walter N’Guyen et Gérald Maillet est une production du Théâtre de la Ville de Paris accueillie la semaine dernière au Grand Théâtre.

Kino

Feuer und Wasser

Marc Trappendreher

Ende des 18. Jahrhunderts erhält die Pariser Malerin Marianne (Noémie Merlant) von einer verwitweten Gräfin (Valeria Golino) den Auftrag, das Hochzeitsporträt ihrer Tochter Héloïse (Adèle Haenel) anzufertigen. Das Bild soll die Heirat mit einem Adeligen in die Wege leiten, doch bald entwickelt sich zwischen den beiden Frauen eine tiefe Verbundenheit und eine leidenschaftliche Liebe, die allerdings von den sozialen Konventionen der Zeit überlagert ist ...



Adèle Haenel

– das Schuss-Gegenschuss-Verfahren, bei dem die Blickanschlüsse und so die Kohäsion im filmischen Raum, aber auch die zwischen beiden Heldinnen, gestiftet wird. In diesen Szenen finden Kamerablick und weibliches Begehren zueinander.

Über die Themenkreise Kunst-Liebe-Leidenschaft, verdichtet zu einer ebenso umherschweifenden wie intensiven Suche nach Lebenssinn und Emanzipation, will Sciamma zwei Frauenfiguren zeigen, die die sozialen Rollenbilder ihrer Zeit negieren. Dafür nimmt sie sich in der ersten Filmhälfte besonders viel Zeit, diese entflammende Liebe zu begleiten. Weibliches Begehren manifestiert sich bei Sciamma erst zaghaft, dann bricht es sich offen Bahn. So überwiegen in den Innenraum-Szenen statische Aufnahmen, gleichsam als Verweis auf die Starrheit der Konventionen, wohingegen in Außenaufnahmen eine mitunter entfesselte Kamera dem Gefühlsrausch der Heldinnen Ausdruck verleiht. Mit der Küstenlandschaft der Halbinsel Quiberon in der Bretagne, die als Drehort für den Film diente, hat Sciamma den passenden Ort für diese Liebesgeschichte gefunden und zitiert in langen, meist stillen Einstellungen die gängigen Pathosformeln der Malerei des 18. Jahrhunderts, sodass ihre Bilder beinahe selbst wie Ge-

In *Portrait de la jeune fille en feu* spielt Céline Sciamma nahezu unterwandernd mit der Frage des Blicks

mälde anmuten. Neben dem Element des Wassers ist auch – und der Filmtitel zielt in diese Richtung – das Feuer von Bedeutung. Sciamma zitiert nahezu leitmotivisch beide Elemente, die nicht zusammen sein können. So gesehen, verhandelt die Filmemacherin über diese metaphorische Ebene die Unmöglichkeit einer homosexuellen Beziehung durch die Gesellschaftsnormen der Zeit.

Bei allen feministischen Lesarten, zu denen dieser Film Anreiz gibt, soll nicht vergessen werden, dass er auch den Akt künstlerischen Schaffens thematisch mitführt. Unter der Prämisse, was Kunst kann und was ein Abbild vermag, erinnert *Portrait de la jeune fille en feu* an einen anderen französischen Film: *La Belle Noiseuse* (Jacques Rivette, 1991). Selten hat ein Film den künstlerischen Schaffensprozess so klug und so ergreifend befragt. Unter diesem Aspekt überträgt sich der provokative, erotische und beklemmende Ton von *La Belle Noiseuse* auf *Portrait de la jeune fille en feu* – ohne die Handschrift Sciammas anzutasten, freilich aber auch ohne diesen zu erreichen.

¹ Vgl. Mulvey, Laura: *Visual pleasure and narrative cinema*. In: *Screen* 16,3, 1975, S. 6-18.

Ausstellung/Technik

Raubvogelroboter

Martin Ebner

Die ersten Begegnungen von Mensch und Fluggerät waren nicht immer schön: Am 27. August 1787 ließ der Physiker Jacques Charles in Paris einen mit Wasserstoff gefüllten Ballon aufsteigen. Als die „Charlière“ – vier Meter Durchmesser, neun Kilo Nutzlast – im benachbarten Dorf Gonesse landete, stürzten sich darauf die Bauern unter Führung der Geistlichkeit und schlugen das nach Schwefel stinkende „Teufelsgerät“ kurz und klein. Vor weiteren Versuchsflügen startete die französische Regierung dann erst einmal eine Aufklärungskampagne.

Vielleicht wäre es aber durchaus vernünftig gewesen, Mistgabeln und Misstrauen auch weiterhin griffbereit zu halten. Die Zahl der Drohnen explodiert geradezu, während das Bewusstsein für mögliche Folgen und Gefahren hoffnungslos hinterherhinkt. Allein über Deutschland sind derzeit bereits rund 400 000 Flugroboter unterwegs – für nächstes Jahr werden 1,2 Millionen prognostiziert. Wobei Paketdienst- und Briefträger-Drohnen da wahrscheinlich gar nicht mitgezählt sind und erst noch geplant werden.

Es kommt schon mal vor, dass unbemannte Flugobjekte als harmlose Spielzeuge dienen, Waldbrände aufspüren, Stromleitungen inspizieren oder der Landwirtschaft helfen. Ganz überwiegend wird ihre Entwicklung aber von Militär und Geheimdiensten vorangetrieben. Jedenfalls geben die dafür das meiste Geld aus. Das zeigt derzeit in Friedrichshafen eine Ausstellung zu Geschichte und Gegenwart der Drohnen. Zu sehen sind dort vor allem Spionage- und Schießgeräte, etwa Produkte der ortsansässigen Rüstungsfirmen Dornier oder Airbus Defence. Die Bezeichnung „Drohnen“ für Flugapparate entstand übrigens um 1936, zuerst für Ziel-Simulationen der US-Luftwaffe. Flugzieldarstellung ist bis heute eine Hauptanwendung.

Wunder der Technik: Eine einzige Drohne, ein unscheinbarer Punkt am Himmel, reicht aus, um die gesamte Telefon-, E-Mail-, Internet-Kommunikation einer großen Stadt zu überwachen. Kameras können durch Wände schauen. Mittlerweile lässt sich mit Infrarot sogar der zurückgebliebene Wärmeabdruck erfassen, wenn ein Mensch schon längst nicht mehr an der anvisierten Stelle sitzt. Besonders beunruhigend ist das Zusammenwachsen von Drohnentechnik, Gesichtserkennung und Künstlicher Intelligenz: zu autonomen Waffensystemen, die unermüdlich patrouillieren und selbstständig abknallen, was sie für Feinde halten. Um Afghanen ferngesteuert zu Hackfleisch zu verarbeiten, wird es in Zukunft nicht mehr die moralische Urteilskraft

von „Piloten“ brauchen, die Tausende Kilometer entfernt im CIA-Hauptquartier in Langley, Virginia, vor einem Bildschirm sitzen.

Präsentiert werden in Friedrichshafen aber auch Videos, Installationen und Objekte von einem Dutzend Künstlern. Tapfer versuchen sie, die Menschheit aufzurütteln. Die meisten der jetzt im Zeppelin-Museum gezeigten Kunstwerke waren schon vor drei Jahren im ZKM in Karlsruhe unter dem Titel *Global Control and Censorship* zu sehen. Sie können allerdings gar nicht oft genug ausgestellt werden. Denn bislang waren Raubvögel nur für Mäuse und Hasen ein ernsthaftes Problem – uns dagegen fehlt ein angeborener Sinn für Bedrohungen von oben. „Wir schlafwandeln in das Drohnen-Zeitalter“, bedauert der Menschenrechtsaktivist Clive Stafford Smith.

Die amerikanische Künstlerin Martha Rosler zum Beispiel veranschaulicht Statistiken. Ihr zufolge wurden unter den US-Präsidenten Bush und Obama allein in Pakistan über 3 000 Menschen von US-Drohnen getötet. Davon seien nur weniger als zwei Prozent „high-profile targets“ gewesen, aber rund ein Viertel Kinder und andere Zivilisten. „Unbemannte Fluggeräte werden immer allgegenwärtiger, bleiben selbst jedoch



Bei Burgruinen und anderen Ausflugszielen entwickeln sich Drohnen immer mehr zur Landplage.

Books

Janine Goedert

The title tells it all! *Quichotte*, Salman Rushdie's latest novel, pays homage to Cervantes' 17th-century masterpiece. And it does so in more ways than one as soon as he has his Quichotte and his Sancho hit the road in contemporary America. They face racism, anti-immigrant rhetoric and violence on the way, while Donald Trump hovers over the tale as a ghostly absence.

Ours, we are told, is “the Age of Anything-Can-Happen”. The 390-page-long novel creates lots of different moods and atmospheres. It is both sentimental and comic, a playful mix of realism and metafiction, of sci-fi and melodrama. But the narrative is, above all, sugared with love in numerous guises – romantic (and largely impossible!), sibling, parental and filial. Puns and verbal games abound, so do lists of various kinds. Traditional narrative detail alternates with magic realist moments.

Like his model, Rushdie's hidalgo can be described as a crazy old fool with a particular kind of nobility, yet, like the latter, he is also an everyman. He is a universal figure as well as a character that closely reflects the period he is living in, a period in which identity politics and mob rule loom larger than ever.

A 70-year-old travelling salesman of Indian origin, Quichotte falls in love with a daytime talk-show host, a “titanic cultural influencer” who is also of Indian descent. He believes that conquering her entails going through a series of ordeals in order to prove himself worthy of her love. So while Cervantes' Dulcinea was a mere dream figure, Salma R is a national treasure who enters millions of homes and tawdry motel rooms day by day. Obviously, trash TV has long replaced chivalric romances in a country where everyone is in thrall to celebrity!

Sancho, meanwhile, is Quichotte's longed for imaginary son who is trying very hard to be a real person, while an Italian speaking cricket offers him guidance and magical help. There is also a handgun ever ready to give advice and prepared to act intrusively at times.

A second plot revolves around Sam DuChamp, an ageing New York-based author who is in the middle of writing the Quichotte novel you have just started reading... Both plots keep echoing each other, with Rushdie himself playing God in all of it. East meets west, the past reflects the present, and there are heavy debts to Ionesco, as well as to Attar's *The Conference of the Birds*.

As so often in Rushdie, the sprawling tale has a particular self-reflective quality, raising lots of questions around the creative process itself and the purpose of novel writing. Serious matters are examined with a comic note. Lightness wins the day again and again, although there are also darker pages evoking the opioid crisis, cyberwar, Brexit and fragmented identities. Nothing seems straightforward any longer! As a visitor comments on Sam DuChamp's *Quichotte*: “I estimate that you're telling the reader that the surreal, and even the absurd, now potentially offer the most accurate descriptors of real life. It's an interesting message, though parts of it require considerable suspension of disbelief to grasp.”

You might argue that Rushdie's tale is slightly clichéd at times and a bit long, especially towards the end when a sci-fi inspired strand drags on and on, but then again you will be tempted to go with the flow in most chapters. If the test of good novel writing is whether the reader cares about the characters and wants to know what will happen next, Rushdie wins hands down. The energy and inventiveness of his prose will take you by surprise all along the picaresque road trip. As a stunning hall of mirrors is coming your way, numerous twists and turns will keep you on your toes. Clearly, this “universal Don” has more than one surprise up his sleeve!

Salman Rushdie, *Quichotte*, Jonathan Cape, 2019; ISBN 978-1-78733-191-4

weitgehend unsichtbar, weil sie hoch in der Atmosphäre fliegen oder geheim gehalten werden“, sagt James Bridle aus London. Er malt die Umrisse von Drohnen im Maßstab 1:1 auf Straßen und Fassaden. „RQ-4 Global Hawk“ von Northrop Grumman, die derzeit größte Drohne, hat eine Spannweite von fast 40 Metern. Die bewaffnete „MQ-9 Reaper“ von General Atomics ist mit 20 Metern auch nicht gerade klein.

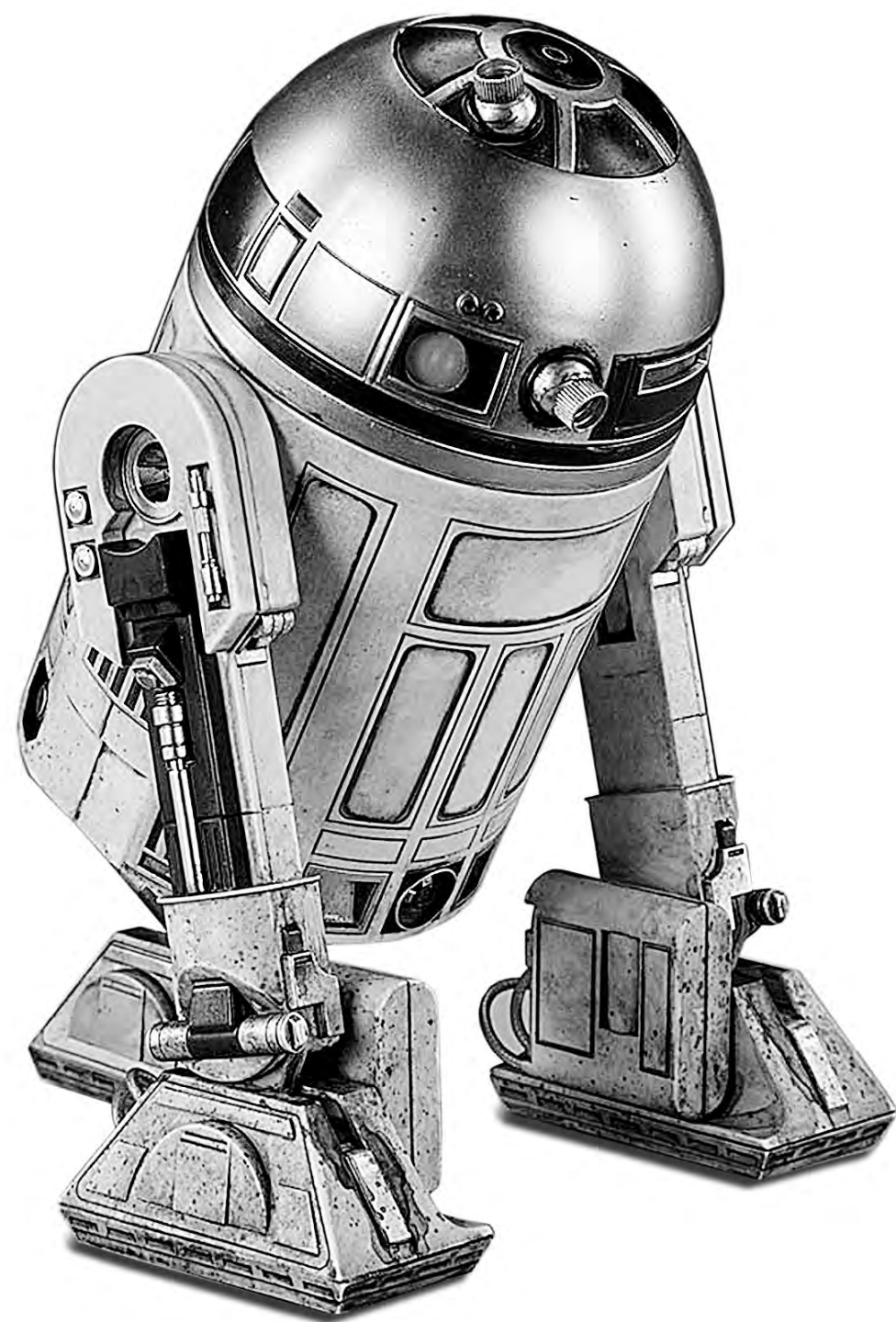
An praktische Abwehr denken Adam Harvey und Johanna Bloomfield, die unter dem Namen *Stealth Wear* mit Metall legierte Anti-Drohnen-Tarnkleidung entworfen haben. Der Amsterdamer Designer Ruben Pater hat einen „Drohnen-Überlebensführer“ gezeichnet. Zusammen mit dem Komponisten Gonçalo F. Cardoso hat er auch eine Geräusch-Datenbank eingerichtet: „Drohnen sind eine Form akustischer Gewalt.“ Nur selten gelingt es bislang, Drohnen gegen Regierungen und Konzerne einzusetzen. Immerhin konnten Filmaufnahmen schon Demonstranten einen gewissen Schutz gegen Übergriffe verschaffen, zum Beispiel bei Protesten gegen Pipelines in den USA oder gegen Minenprojekte in Schweden.

Die Bewohner gemäßigter Breiten sind meist nicht zum Abschuss freigegeben. Sie müssen sich selbst terrorisieren – gerne mit Kamera-Fliegern, die bei Ausflugszielen immer mehr zur Landplage werden. In Deutschland wird versucht, das Phänomen mit allerhand Vorschriften einzudämmen: Flugverbot in Naturschutzgebieten, in Wohnsiedlungen, über Menschenansammlungen. Dabei kann möglicherweise die Natur mit kleinen Krachmachern besser fertig werden: Zum Schutz von Flughäfen, Atomkraftwerken und anderen empfindlichen Einrichtungen setzt die französische Armee auf dressierte Steinadler. Den Greifvögeln macht es Spaß, Drohnen bis zu einem Gewicht von etwa vier Kilo zu packen, auf den Boden herunter zu holen und in Kleinteile zu zerlegen.

Die Ausstellung *Game of Drones* ist in Friedrichshafen noch bis 3. November 2019 zu sehen: www.zeppelin-museum.de
Drone Shadow Handbook und andere Projekte von James Bridle: booktwo.org/on-drones/
Anti-Drohnen-Mode von Adam Harvey: ahprojects.com/stealth-wear/
Killermaschine, Spionagegerät oder bloß Spielzeug? Grafiken von Ruben Pater helfen bei der Unterscheidung: www.untold-stories.net/?p=Drone-Survival-Guide. Die Terror-Apparate sind auch am Geräusch zu erkennen: www.untold-stories.net/?p=The-Sounds-of-Violence

STIL

Netflix vs Thermomix



On a encore du mal à croire que l'on est vraiment entré dans le XXI^e siècle. Pas de R2D2 pour piloter votre Millenium Falcon à l'horizon



L'endroit

Se seraient-ils lassés de leurs interminables allers-retours entre Luxembourg-ville et Schifflange ? Quoi qu'il en soit, les proprios du Aux deux gros ont fini par annoncer en mars sur Facebook qu'ils allaient abandonner leur local du bassin minier pour reprendre la brasserie Beaulieu à Bonnevoie. Chose faite depuis un moment, et la reprise semble s'être opérée sans grand mal. Dans la ville minière, toujours le même cadre avec, sur les murs, des portraits de stars défuntés et des photos de Schifflange au début du siècle dernier. Tout est toujours ultra rustique, ce qui se prête plutôt bien à une pizzeria, nouvelle orientation de l'endroit. Sauf que la **Pizzeria Rodizio Scheffleng** (photo : GD) ne propose pas que pizzas et pâtes à toutes les sauces, mais des *picañas* brésiliennes en prime. Si l'on peut trouver ce mélange un peu bizarre, il s'explique par le fait que le nouveau patron italien se serait associé avec celui du Perroquet à Schouweiler, que d'aucuns auront plus en mémoire pour les shows carnavalesques qui y ont lieu que pour sa gastronomie brésilienne, très basique. À notre visite, nous avons donc mis entre parenthèses les spécialités de la grande botte et y avons goûté les viandes servies à la broche et avec grande générosité, selon la tradition brésilienne. À savoir que le serveur se rapproche de vous dès que votre assiette se vide, histoire de refaire le plein. Viandes tendres, service souriant, et l'ananas en broche à la fin est un vrai délice. GD



L'objet

Pour le début de ses nouvelles expositions, le Mudam a aussi renouvelé l'offre de sa boutique. Que du neuf, que du beau, que du surprenant, et comme il s'agit de faire un choix, optons pour l'utile. À savoir un petit carton qui contient trente tickets vous invitant à un défi éco-responsable. Pendant un mois, chaque jour vous sortez un ticket de la mini-boîte, qui vous suggère une action pour changer peu à peu votre mode de vie vers plus de conscience écologique. À l'heure où une certaine Greta révolutionne la terre entière en sonnant l'alarme à travers les grands médias mondiaux, le moment semble opportun de vraiment prendre conscience de notre environnement, qui souffre aussi de certains de nos comportements individuels. Ce **30 days challenge**, proposé en français ou en anglais (photo : GD), est édité par la société doiydesign, basée à Barcelone, et dont le site (doiydesign.com) est truffé d'objets plus originaux les uns que les autres. En ce qui concerne le challenge en trente jours, vous y trouverez toute une série de versions, soit pour des activités de fitness ou du yoga, pour ralentir son train de vie, devenir vegan ou même pour mieux séduire. Le stock est cependant épuisé pour la série « not giving a fuck », qui vous apprend, toujours en trente jours, à devenir imperméable au cynisme des autres ou aux critiques ambiantes. Il démontre aussi qu'il y a vraiment très peu de choses dans notre vie qui sont d'importance majeure. Une réédition de ce cadeau sympa pour moins de dix euros s'impose. GD



L'événement

Le terme « Augenschmaus » pourrait se traduire par « régal pour les yeux » : voilà le nom d'un marché des créateurs éphémère que la commune de Mondrangé organise ce dimanche 3 novembre pendant une seule journée au Centre Culturel Nèssert à Bergem. Il s'agit de la troisième édition de ce marché qui sert à valoriser les arts visuels et graphiques en diffusant des créations de jeunes (et moins jeunes) talents auprès d'un large public. Lors de l'appel d'offre, les organisateurs ont bien précisé que seules trente candidatures seraient retenues. Le choix étant fait, on retrouvera au **Augenschmaus 2019** des artistes plus connus (comme Mike Zenari, photo) et présents dans beaucoup de manifestations du genre, mais aussi, et cela est un peu le but de ces marchés, des talents émergents. Parmi les premiers, des noms comme Anne Mélan, Jeanine Unsen ou Sandra Biewers se sont faits plus largement connaître par voie médiatique mais font partie de cette catégorie d'artistes qui n'ont pas de galerie attitrée pour promouvoir leur talent de façon permanente. Du côté design, il sera intéressant de découvrir le travail de Exact Laser Cut design for creative peeps, dont les objets ou simples lettres en bois sont étonnamment rafraîchissants à l'œil, ainsi que celui du studio graphique Kaiwa créé par le graphiste Kamil Iwaszczyszyn. D'autres fabricants et chineurs présents l'an passé seront de nouveau de la partie, comme Espace Girl's (fringues) et Pinuu (montres et joaillerie). GD

Cyril B.

Comme l'écrivait un philosophe, « l'homme n'est pas fait pour le travail, la preuve : ça le fatigue ». On peut raisonnablement penser que c'est à la paresse que l'homme doit l'essentiel des progrès techniques. Quelle meilleure motivation pour faire un effort que la perspective de pouvoir se mettre les doigts de pieds en éventail ?

La découverte du feu ou l'invention de l'agriculture par l'homme des cavernes lui a ainsi permis de ne plus perdre des journées à entretenir des braises ou à chercher des baies comestibles au travers de contrées hostiles. Si la perspective de libérer un peu de temps pour jouer aux osselets au fond d'une grotte humide a favorisé de si grandes inventions, on imagine l'enthousiasme actuel pour les nouvelles technologies, alors que l'offre de loisirs s'accroît chaque jour.

Le magazine *Times* estimait, au mois de mai dernier, qu'il y avait 32 600 heures de *streaming* disponibles sur Netflix. Cela représente quatre ans de visionnage en continu, ou 24 ans à raison de quatre heures par jour, ce qui semble le maximum pour toute personne estimant cette activité incompatible avec d'autres activités telles que dormir, manger, se laver, voire travailler. Où trouver encore ces quatre heures dont nous ne disposons pas auparavant ? De même que l'invention de la télévision dans les années 1920 a précédé de peu celles du lave-vaisselle et du lave-linge électriques, il faut compter sur les nouvelles technologies. S'il y a bien un domaine qui semble prometteur, c'est celui des robots domestiques, dont l'essor de l'intelligence artificielle nous promet de rentrer dans une nouvelle ère.

Si vous avez un jardin, investir dans une tondeuse robot vous épargnera environ une heure par semaine. Même chose pour un robot aspirateur, qui s'occupera du ménage avec, pour les plus perfectionnés, une fonction de lavage des sols. Tremblez poils de chat et briques Lego abandonnées. Certes, vous aurez un peu l'impression d'être entouré par des espèces d'énormes blattes électriques qui rampent autour de vous, à l'intérieur comme à

l'extérieur, mais vous pouvez les programmer pour qu'elles ne fonctionnent qu'en votre absence.

Moins anxiogène, pour préparer les repas en cinq minutes, un Thermomix s'impose. Il y a forcément une personne parmi vos collègues, amis ou familles qui a déjà essayé de vous convertir à la magie de ce robot hors de prix qui vous indique pour chaque recette quels ingrédients ajouter, les pèse, les mélange, les râpe, puis les cuit. Vous en aurez pour un peu plus de mille euros, mais vous gagnerez sans doute une trentaine de minutes par jour.

Pour le reste des corvées, les prochaines innovations semblent s'orienter vers des machines à plier ou repasser le linge, qui libéreront encore peut-être quelques minutes pour vos soirées télé et encombreront un peu plus votre buanderie. Rajoutons encore les assistants vocaux, pour éviter de se lever pour allumer la lumière ou changer de station de radio. Si l'on épargne cinq secondes à chaque fois, c'est quelques minutes de gagnées à la fin de la journée. Si l'on fait les comptes, on peut tout au plus gagner une heure par jour. Bref, il reste encore des progrès à faire !

Les fans de science-fiction sont certainement un peu déçus qu'aucun androïde ne soit encore commercialisé. Le cinéma nous promettait un *Terminator T-800* pour 2029 et on prétend nous vendre du rêve avec un Thermomix TM6 en 2019 ! On a encore du mal à croire que l'on est vraiment entré dans le XXI^e siècle. Pas de R2D2 pour piloter votre Millenium Falcon à l'horizon. Au mieux, vous aurez un GPS amélioré branché directement sur les commandes de votre Tesla et qui fera « demi-tour dès que possible » à chaque fois qu'elle détectera un embouteillage. Ceci dit, au vu de l'état du trafic, on peut estimer qu'une véritable voiture autonome libérerait largement deux heures par jour à tout résident luxembourgeois et jusqu'à quatre heures pour tous les frontaliers, qui deviendraient alors les personnes les plus cultivées du monde. À moins que cela ne soit vraiment que de la science-fiction...

d'Land méi mobil

Désormais, les abonnés peuvent lire le Lëtzeburger Land sur leurs iPad et iPhone, ainsi que sur leurs portables et tablettes pourvus du système d'exploitation Android. Il suffit de télécharger l'application dans l'App Store de Apple ou dans le Play Store de Google.

www.land.lu

